C 1938

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover

NLB Hannover/ZB 35
021 151 946

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

C
1938

1957 Hildesheim 26. Jahrgang

C 1938

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover Am Flachsee 1

Inhaltsverzeichnis

Konrad Algermissen

Die künstlerische Gestaltung und der Ideengehalt des Hildesheimer Dom-Taufbeckens 1

Bruno Axmann

Geschichte der katholischen Kirche in Wolfenbüttel. Zum 250jährigen Jubiläum 33

Hermann Engfer

Der status animarum (Seelenzahl der Katholiken und Protestanten) auf den katholischen Amtspfarreien des Stiftes Hildesheim in den Jahren 1670 und 1703 45

Kurt Stöhr

Hochstiftische und domstiftische Baumeister des Barocks im Fürstbistum Hildesheim 55

Otto Josef Blecher

Beziehungen des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Adersleben bei Halberstadt zum Bistum Hildesheim . . 65

Carl Borchers

Bedeutende Barockkünstler Niedersachsens. Die Goslarer Bildschnitzerfamilie Lessen 73

Robert Figge

Die Dionysius-Legende bei Hrotsvitha von Gandersheim . 81

Hermann Engfer

Der hannoversche Maler Wilhelm Ahlborn und sein Hildesheimer Freundeskreis 88

An unsere Mitglieder 94

Der Vorstand des Vereins 95

NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK HANNOVER

1957. 8979



Heinrich Maria Janssen, Bischof von Hildesheim

Bischof Heinrich Maria Janssen

Ehrenmitglied des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

Im Jahr 1927 wurde unser „Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim" gegründet. Er würde also in diesem Jahr sein 30jähriges Bestehen begehen, wenn nicht durch Verbot der Naziregierung eine vierjährige Unterbrechung in seiner Geschichte eingetreten wäre.

Der Verein hat vom Beginn seines Bestehens an stets den Bischof der Diözese als Ehrenmitglied geführt. Außerdem hat der Vorstand im Laufe der Vereinsgeschichte einige wenige, um die Diözesangeschichte besonders verdiente Männer zu Ehrenmitgliedern ernannt. So führt bereits das 1. Heft des 1. Jahrganges unserer Heimatzeitschrift folgende Persönlichkeiten als Ehrenmitglieder an: **Bischof Dr. Joseph Ernst von Hildesheim, Kardinal Dr. Adolf Bertram, Fürsterzbischof von Breslau,** und **Konsul Dr. Pelizaeus in Hildesheim.** Bischof Dr. Joseph Ernst starb schon 1928. An seine Stelle wurde sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl von Hildesheim, **Dr. Nikolaus Bares,** als Ehrenmitglied in den Verein aufgenommen. Als 1930 Konsul Pelizaeus verstarb, zählte der Verein nur Bischof Bares und Kardinal Bertram als Ehrenmitglieder. Nach der Ernennung des Bischofs Bares zum Bischof von Berlin im Jahr 1934 kam zu den beiden genannten der neue Hildesheimer Bischof, **Dr. Joseph Godehard Machens,** als Ehrenmitglied hinzu.

Nach dem Tode von Bischof Bares besaß der Verein nur den Diözesanbischof und Kardinal Bertram als Ehrenmitglieder. Nach des letzteren Tode im Jahr 1945 war Bischof Dr. Machens lange Jahre allein Ehrenmitglied des Vereins, bis am 1. April 1952 der 1. Schriftführer des Vereins, **Prälat Domkapitular Herm. Seeland,** anläßlich seines diamantenen Priesterjubiläums zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Prälat Seeland starb am 31. Januar 1954, Bischof Dr. Machens am 14. August 1956. Ihm folgte als Oberhirt der Diözese am 14. Mai 1957 unser jetziger Bischof, **Heinrich Maria Janssen,** der sich in der kurzen Zeit seiner bischöflichen Tätigkeit mit großem Eifer in die Geschicke der Diözese und mit Liebe in deren Art und Geschichte eingelebt hat. Es war deshalb nicht nur ein Ausdruck der Tradition des Vereins, sondern auch der Dankbarkeit, daß der Vereinsvorstand durch seinen Vorsitzenden dem neuen Bischof die Ehrenmitgliedschaft im Verein anbot.

Als Ehrenmitglied unseres diözesanen Heimatvereins begrüßen wir unseren Bischof auf das herzlichste und wünschen ihm viele Jahre eines segensvollen Wirkens in unserer Diözese, deren Art, Geschichte und Kunst zu erforschen, deren Kenntnis immer mehr zu vertiefen und zu verbreiten das besondere Anliegen unseres Vereins ist, wie sein Name besagt.

Egregio Dioecesis Hildesiensis Praesuli Henrico Maria Janssen Pax et Gratia ad multos eosdemque felicissimos annos!

Prof. Dr. Algermissen

Die künstlerische Gestaltung und der Ideengehalt des Hildesheimer Dom-Taufbeckens

Von Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim

In seiner Dissertationsarbeit über „Die Erztaufen Norddeutschlands von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts" kommt Albert Mundt in einigen Sätzen auch auf das Hildesheimer Taufbecken zu sprechen und bezeichnet es als „die edelste Blüte der romanischen Gießkunst".[1] Es ist wohl nicht unrecht, zu sagen, daß das Hildesheimer Dom-Taufbecken nach künstlerischer Vollendung und Ideenreichtum sowie in der Verbindung beider das bedeutendste der Taufbecken darstellt.

Albert Mundt hat dem Hildesheimer Taufbecken nur wenige Sätze gewidmet, weil seine Arbeit sich auf die Taufbecken nach der Mitte des 13. Jahrhunderts beschränkt, das Hildesheimer aber sicher vor Mitte des 13. Jahrhunderts vollendet war.

Einen Aufsatz von vier Druckseiten widmet Adolf Zeller in den „Kunstdenkmälern der Provinz Hannover" unserem Hildesheimer Taufbecken.[2] Seine Ausführungen sind wenig tief; sie beschränken sich auf die äußere Darstellung und sind ganz von der sehr gründlichen Arbeit Adolf Bertrams abhängig.

Schon vor Bertram hatten andere das Taufbecken beschrieben, unter ihnen besonders Joh. Michael Kratz,[3] der auf die von ihm benutzten früheren Darstellungen hinweist,[4] aber ebenfalls nicht auf die tiefgründige Ideenwelt und die Zusammenhänge unter den verschiedenen Figuren und Bildern des Taufbeckens zu sprechen kommt.

---

[1] Inaugural-Dissertationsarbeit der „Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg" (Halle a. S., 1908) 41. Der Hildesheimer Sprachgebrauch bezeichnet als Taufbecken das gesamte Werk und nennt dessen mittleren Teil, der das eigentliche Becken bildet, Taufkessel.

[2] A. Zeller, Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover II, 4 (1911) 83-87.

[3] Joh. M. Kratz, Der Dom zu Hildesheim (1840), 195-201.

[4] Letzners Chron. IV, 2. Harenberg, Beschreib. der bischöfl. Kirche zu Hildesheim, in den „Hannoverschen Gelehrten Anzeigen" vom Jahr 1754, Nr. 46, S. 630-633. Enchiridion hildes., Nr. IV, De monumentis hildesiens. Eccl., in „Beitr. zur hildesheim. Geschichte", II, S. 33-41; Kratz, a. a. O., 203.

Erst der Hildesheimer Domkapitular Adolf Bertram, der spätere Bischof von Hildesheim (1903-1915) und Erzbischof von Breslau (1915 bis 1945), hat die Idee unseres Taufbeckens voll erfaßt und in der ihn kennzeichnenden tiefschürfenden, auf dem Studium der Quellen fußenden Art in hervorragender Weise zur Darstellung gebracht.[5] Bertrams Arbeit ist seit langem im Buchhandel nicht mehr zu haben, sie bedarf auch mancherlei Ergänzungen, vor allem hinsichtlich des Stifters des Taufbeckens, der Übersetzung und weitergehenden Erklärung der nicht immer leicht verständlichen Spruchbänder, die er nur im lateinischen Originaltext zum Abdruck gebracht hat, und der vielerlei Beziehungen der Randfiguren zu den großen Szenenbildern an Kessel und Deckel. Aus diesen Gründen, und weil das Taufbecken zu den wenigen Kunstwerken des reichen Hildesheimer Domschatzes gehört, die schon heute allen Besuchern des Domes zugänglich sind, ist eine neue Beschreibung desselben gerechtfertigt, vor allem in unserer Diözesan-Heimatzeitschrift, die bislang dieses hervorragende Werk der romanischen Kunst in den 25 Jahrgängen ihres Erscheinens noch nicht behandelt hat.

Der Stifter des Taufbeckens

In der Zeitschrift „Alt-Hildesheim" hat im Jahr 1933 Sigfrid H. Steinberg einen Artikel über den Stifter des Hildesheimer Taufbeckens veröffentlicht.[6] Er kommt, im Anschluß an Chr. Dolfen,[7] zu der Annahme, daß Wilbrand, der bis 1225 Dompropst in Hildesheim war, dann Bischof von Paderborn wurde, im Jahr 1226 für kurze Zeit von Paderborn aus auch das Bistum Osnabrück verwaltete, 1228 als Bischof nach Utrecht kam und dort am 26./27. Juli 1235 starb, das Hildesheimer Taufbecken gestiftet habe. Den Beweis für diese Annahme, die er sogar als „Gewißheit" bezeichnet, sieht Steinberg in der Stellung Wilbrands als Dompropst in Hildesheim, im Adel und Reichtum seines Hauses — er

---

[5] A. Bertram, Das eherne Taufbecken im Dom zu Hildesheim, in „Ztschr. f. christl. Kunst", 13 Jg., als Sonderdruck ersch. in Hildesheim (1900), 11 Textseiten, dazu 3 Lichtdrucktafeln u. 8 Textillustrationen. Im 1. Bd. seiner Bistumsgesch. (Hildesheim 1899) hat A. Bertram dem Taufbecken nur eine gute Seite (S. 264 f.) gewidmet, ebenfalls in seinem Werk „Die Bischöfe von Hildesheim" (1896), 68 f. Bertram weist auch auf die nach Kratz erschienenen Arbeiten von Beissel in „Ztschr. für christl. Kunst" II, 385 ff.; v. Behr im „Christl. Kunstbl.", 32, 24 ff.; Schnaase, Gesch. der bildenden Kunst V, 617 f. u. Küsthardts Vortrag „Aus Hildesheims Kunstgeschichte" hin.

[6] S. H. Steinberg in „Alt-Hildesheim", 12 (1933) 36 f.

[7] Chr. Dolfen, Erztaufen Osnabrücks, in „Die Heimat", VIII, 45 ff., u. Jahresbericht 1924/25 des Diözesanmuseums Osnabrück.

war ein Oldenburger Grafensohn —, in der Tatsache, daß auch das Osnabrücker Taufbecken den Namen des Stifters des Hildesheimer Taufbeckens trägt, vor allem aber darin, daß sich „Wilbrand ein Jahr nach Antritt seines Paderborner Bischofsamtes mit dem Hildesheimer Domkapitel finanziell auseinandersetzen mußte. Die Domherren von Hildesheim hatten gegen Wilbrands Verwaltung Klage erhoben, und der nunmehrige Bischof brachte sie zur Beilegung des Streites, indem er ihnen 50 Pfund Schadenersatz zu leisten versprach." [8] Nach Steinbergs Ansicht liegt die Vermutung nahe, „daß sich unter den beanstandeten Ausgaben Wilbrands der kostspielige Taufkessel befunden hat; man könnte etwa annehmen, daß der Dompropst diese seine Stiftung aus der Kasse des Domkapitels bestritten hat".

Nun klingt es an sich schon sehr unwahrscheinlich, daß ein Dompropst die Gelder für eine persönliche Stiftung, auf der er sich sogar selber, kniend neben Maria, der Diözesanpatronin, zwischen den heiligen Bischöfen und Diözesanpatronen Godehard und Epiphanius, als Stifter darstellen ließ, der Kasse des Domkapitels entnommen habe. Ganz undenkbar aber ist es, daß eine solche hohe Geldentnahme aus der Kapitelskasse ohne Zustimmung des Domkapitels, das sich damals aus über 40, den vornehmsten Familien entstammenden Domherren zusammensetzte, hätte geschehen können.

Auch ist zu bedenken, daß seit 1221, also in den vier letzten Jahren der Stellung Wilbrands als Hildesheimer Dompropst, Konrad II. Bischof von Hildesheim war (1221-1246), ein hochgelehrter, sehr kluger, wirtschaftlich außerordentlich tüchtiger und gewissenhafter Oberhirt,[9] der sowohl bei dem damaligen Papst Honorius III. (1216-1227), dem Kaiser Friedrich II. (1215-1250; zum Kaiser gekrönt am 22. November 1220), wie dessen Sohn Heinrich, den Friedrich II. schon 1220 zum deutschen König hatte wählen lassen, in höchstem Ansehen stand. In verschiedenen päpstlichen, kaiserlichen und königlichen Urkunden jener Jahre wird des Bischofs Konrad II. von Hildesheim in anerkennenden Worten gedacht.[10] Bischof Konrad hatte in Paris Theologie studiert, war dort und in Mainz Professor der Theologie gewesen, Domdechant in Speyer geworden, zum päpstlichen Kaplan und Pönitentiar ernannt und besaß bei Papst und Kaiser eine besondere Vertrauensstellung.

---

[8] S. H. Steinberg, a. a. O., 38.

[9] Die älteste Hildesheimer Chronik, deren Niederschrift vom 12. Jahrh. ab mit den jeweiligen Bischöfen gleichzeitig war, sagt von ihm: „In weltlichen Angelegenheiten handelte Konrad klug, indem er Nachteiliges entfernte, Veräußertes wieder zusammenbrachte und Nützliches erbaute". Chron. Hildes.; Leibn. I, 752.

[10] Vgl. Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim u. seiner Bischöfe, bearb. von H. Hoogeweg II (1901), Nr. 3, 11, 12, 13 u. a.

Der Papst ernannte ihn auch zum Kreuzzugsprediger. Schon bei der Krönung Friedrichs II. zum deutschen König (1215 in Aachen) hatte Konrad eine Kreuzzugspredigt gehalten. Im Auftrag des Papstes war er im Januar 1221 nach Hildesheim gereist und hatte hier die Resignation des überalteten Bischofs Siegfried entgegengenommen. Anfang Juli 1221 hatte das Domkapitel ihn zum Nachfolger Siegfrieds gewählt, am 18. September des gleichen Jahres war er vom Mainzer Erzbischof in Erfurt zum Bischof von Hildesheim konsekriert. Kaiser Friedrich II. vertraute ihm 1224 die besondere Fürsorge für seinen Sohn, den König Heinrich, an. Die 25 Jahre seiner Regierung als Bischof von Hildesheim (1221-46) zeigen ihn als wirklichen Mehrer der Diözese in Erwerb und Tausch von Gütern und sonstigem Besitz. Dieser äußerst energische und bei Papst wie Kaiser einflußreiche Bischof hätte seinen Dompropst ganz sicher nicht zum Oberhirten der Nachbardiözese Paderborn werden und unter Zurücklassung der Schulden des unter seiner Aufsicht hergestellten Taufbeckens von Hildesheim wegziehen lassen.

Der Hildesheimer Dompropst Wilbrand, der während seiner Zeit als Dompropst von Hildesheim noch zwei Domherrenstellen in anderen Diözesen innehatte, kann auch aus dem Grunde nicht als Stifter unseres Taufbeckens angesehen werden, weil er sich, wie die Urkunden ausweisen, nur selten in Hildesheim sehen ließ und meist in anderen Diözesen weilte, wahrscheinlich um bald zu einem Bischofssitz zu kommen. Obwohl er bis 1225 Dompropst in Hildesheim war, urkundete er hier zum letzten Mal am 15. März 1222. Im Jahr 1224 bat er in einem Schreiben von Magdeburg aus den Hildesheimer Domdechanten Konrad und das Domkapitel, seine Abwesenheit zu entschuldigen, weil er auf Wunsch des Kaisers dem Magdeburger Erzbischof Adelbert behülflich sein solle; der Kaiser werde sich dafür erkenntlich zeigen und der Hildesheimer Kirche zwei Baldachine schenken.

Wahrscheinlich liegt in dieser fast dauernden Abwesenheit des Dompropstes die spätere Beschwerde des Hildesheimer Domkapitels über „damna, injuriae et actiones" begründet, die es, wie Wilbrand selber es ausdrückt, „occasione administrationis nostrae in praepositura Hildesemensi" erlitten habe. In einer Zeit dauernder Übereignungen, Schenkungen, Übertragungen, Auflassungen und Erwerbungen von Gütern mußte sich das stete Fernsein des Dompropstes für den domkapitularischen Besitz — denn darum allein handelte es sich — ungünstig auswirken. Vielleicht bezog sich die Beschwerde des Domkapitels auf die Einlösung und den Rückerwerb der domkapitularischen Villikationsvogteien, die das Domkapitel bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts eingeleitet hatte, aber erst 1235 zum Abschluß brachte, während das Kreuzstift, das Godehardikloster, das Andreasstift und das

Kloster Steterburg die Ablösung aller ihrer Obödienzen schon vor dem Regierungsantritt Konrads II. vollzogen hatten.[11]

Wilbrand, der von Haus aus sehr begütert und 1225 Bischof von Paderborn geworden war, beantwortete die Beschwerde des Domkapitels in vornehmster Weise, wie es einem so hoch geborenen und reich begüterten Herrn wohl anstand. Er zeigt sich in seinem Antwortschreiben über die Beschwerde des Kapitels durchaus nicht verärgert, sondern spricht der Hildesheimer Kirche seinen Dank für alle Wohltaten aus, die er von ihr als Dompropst empfangen habe; unstreitig hatte er auch während seiner langen Abwesenheit seine Einkünfte als Dompropst weiter bezogen. Er schreibt als Bischof von Paderborn an das Hildesheimer Domkapitel: „Nos memores beneficiorum multiplicium, quibus Ecclesia Hildesemensis nos a primis temporibus honoraverit." Dann erklärt er, daß er in wohlwollender Weise („liberaliter") eine Entschädigung von 50 Pfund zahlen wolle, falls das Hildesheimer Domkapitel von seiner Seite aus tatsächlich geschädigt sei, um so allen Unfrieden aus der Welt zu schaffen: „Liberaliter eis in recompensationem damnorum, si qua ex parte nostri sustinuerant, quinquaginta libras contulimus . . ., ut sic omnis rancor et actio conquiescat et familiaritatis et amicitiae consuetae serenitas inter nos conservetur." [12] Das alles hat offensichtlich nichts mit einer Stiftung des Dom-Taufbeckens zu tun.

Hinzu kommt ein Argument aus dem Namen des Stifters. Auf dem Bogen über dem knienden Stifter stehen am Hildesheimer Dom-Taufbecken auf einem Spruchband in Erz gegossen die Worte:

„Wilbernus venie spe dat laudique Marie
Hoc decus ecclesie, suscipe, Christe pie."

Das heißt:

„Hoffend auf Gnade, Mariae zum Preis, weiht Wilbern dem Dome
dieses Geschenk. O nimm, Christus, in Güte es auf!"

Der Stifter des Hildesheimer Dom-Taufbeckens hieß also Wilbern und nicht Wilbrand. Das Wort „brand" ist der althochdeutsche Ausdruck für „Schwert", „bern" für „Bär". Beispielsweise bedeutet Hildebrand soviel wie „Schlachtschwert". Bernhard ist der „Bärenstarke"; „bern" geht auf „beran" zurück, wovon das Wort „braun" abzuleiten ist; der Bär wurde nach seiner Farbe benannt. Die Annahme Steinbergs, daß diese etymologischen Unterschiede dem 13. Jahrhundert

[11] Vgl. A. Peters, Die Entstehung der Amtsverfassung im Hochstift Hildesheim von 1220-1330 (1905) 9 f. [12] H. Hoogeweg, a. a. O. II, Nr. 194, S. 83 f.

nicht sehr zum Bewußtsein kamen, mag richtig sein. Wenn er aber daraus folgert, es sei „ausgeschlossen", daß damals die Bedeutung der Worte bekannt gewesen sei, dann ist das eine unbewiesene Behauptung, erst recht, wenn er fortfährt: „Man wird im niederdeutschen Sprachgebiet beide Wortteile auf das mittelniederdeutsche „bernen" bzw. mittelhochdeutsche „brennen" zurückgeführt, also Wilbern für die niederdeutsche Form des hochdeutschen Wilbrand gehalten und dementsprechend beide einander gleichgesetzt haben." [13] Man könnte mit mehr Recht das Gegenteil behaupten, weil die Urbedeutung der Worte und der Sinn der Namen den Menschen jener Zeit noch nahelag und vertrauter war als unserer Zeit.

Tatsache ist, daß in den Urkunden des 13. Jahrhunderts sowohl der Name Wilbrand wie der Name Wilbern vorkommt; es handelt sich dabei aber um verschiedene Personen. Der Hildesheimer Dompropst unterzeichnete sich in allen Hildesheimer Urkunden ausnahmslos als „Wilbrandus" und wird auch von anderen Seiten in den Urkunden immer nur „Wilbrandus (oder „Willebrandus") major Hildesiensis praepositus" genannt. Ausgerechnet am Taufbecken, wo er — nach Steinbergs Ansicht — seinen Namen in Verbindung mit seinem Bilde für alle Zeiten in Erz gießen ließ, sollte er einen wohl ähnlich klingenden, aber in Wirklichkeit ganz anderen Namen gewählt haben! Das wäre etwa so, als wenn sich Dürer in seinen Briefen und auf seinen Kunstwerken als Albrecht, auf seinem Grabstein aber als Albert oder der Dichter Matthias Claudius in einem besonderen Stiftungswerk als Matthäus Claudius bezeichnet hätte. Ja, es wäre noch seltsamer; denn Albrecht und Albert gehen auf dieselbe althochdeutsche Wurzel „beraht" = „glänzend", Matthäus und Matthias auf die hebräische Wurzel „matah = der „Geschenkte" zurück, während Wilbrand und Wilbern verschiedenen etymologischen Ursprung haben. Die Steinbergsche Beantwortung der Frage nach dem Stifter des Hildesheimer Dom-Taufbeckens ist also abwegig. Es ist nicht denkbar, daß Wilbrand als Stifter seinen Namen geändert hätte, und zwar gerade dort, wo er sich mit seiner Figur als Stifter für alle Zeiten verewigte.[14]

Wer der Stifter Wilbern war, läßt sich nicht feststellen. Wahrscheinlich war er Domherr zu Hildesheim. Ob er mit dem Goslarer Domherrn

---

[13] S. H. Steinberg, a. a. O., 38.

[14] Die Berufung Steinbergs auf zwei Braunschweiger Urkunden, in denen eine Berta einmal als „uxor Willebrandi", ein anderes Mal als „uxor Wilberni" benannt wird, beweist nur, daß von fremder Seite ein Namensirrtum vorlag, aber nicht, daß sich dort ein Wilbrand selber als Wilbern bezeichnet hätte, worauf es doch in unserem Falle allein ankommt. Und selbst, wenn sich der Hildesheimer Dompropst Wilbrand später als Bischof von Utrecht Wilbern genannt hätte, würde das die Ansicht Steinbergs nicht beweisen, da nach

Wilbern identisch oder verwandt war, der im Jahr 1208 eine Urkunde als „Wilbernus sacerdos sanctorum apostolorum Simonis et Judae in Goslaria canonicus" unterzeichnete, wissen wir nicht.[15] Anzunehmen ist wohl, daß der Hildesheimer Wilbernus auch eine Domherrnstelle in Osnabrück hatte, weil das dortige, allerdings weit weniger bedeutende Taufbecken aus dem 13. Jahrhundert ebenfalls den Stifternamen Wilbernus trägt und die Art der Widmungsverse sowie die Idee, neben der Taufe Christi auch die Patrone der Kirche (in Osnabrück Petrus und Paulus, in Hildesheim Maria) am Taufkessel zur Darstellung zu bringen, auf denselben Donator hinweist. Die Häufung von Domherrnpfründen war in jener Zeit nicht selten. Jedenfalls scheint unser Wilbern ein sehr frommer Mann gewesen zu sein, von einer ganz anderen Art als der Hildesheimer Dompropst Wilbrand, dessen Wirksamkeit sich mehr auf äußere, politische Aufgaben erstreckte, „circa negotia imperialia", wie es von ihm heißt, und der weder als Bischof von Paderborn noch als Bischof von Utrecht in kirchlich religiöser Hinsicht besonderes geleistet hat.

Daß der Name eines Domherrn Wilbern in den damaligen Hildesheimer Urkunden nicht vorkommt, ist bei der großen Zahl von Mitgliedern, aus denen die Domkapitel jener Zeit bestanden, ebensowenig verwunderlich wie die Größe seiner Stiftung, die auf einen sehr begüterten und ebenso freigebigen Mann schließen läßt. Wie reich und spendefreudig manche Domherren jener Jahrhunderte waren, beweisen u. a. die Stiftungen des Hildesheimer Domherrn Lippold von Steinberg, der nach seiner Wallfahrt zum Heiligen Lande dem Hildesheimer Dom die silberne Herme für die Unterbringung der Reliquien des heiligen Jakobus von Nisibis und für die mitgebrachten Kreuzpartikeln das kostbare turmförmige Reliquiar,[16] gleichzeitig der Godehardikirche eine Herme St. Godehards schenkte, dann, als er 1385 Propst des Moritzstiftes geworden war, zum Umbau des Chores der

---

ihm die Herstellung des Hildesheimer Taufbeckens in die Zeit von Wilbrands Hildesheimer Stellung fiel, er aber in all jenen Jahren niemals den Namen Wilbern für sich gebraucht hat. An einen Irrtum des Gießers zu denken, ist unmöglich, weil das Hildesheimer Taufbecken mit äußerster Sorgfalt gearbeitet ist und das Osnabrücker auf denselben Stifter Wilbernus zurückgeht, nach Art seiner Kunstform aber wenigstens zwei Jahrzehnte vor dem Hildesheimer, etwa auf die Zeit um 1220, anzusetzen ist.

[15] In Goslar kommt der Name Wilbern im 13. Jh. öfters vor; vgl. Steinberg, a. a. O., Anm. 6.

[16] Dieses Reliquiar, das sich, ebenso wie die silberne Büste des Jakobus von Nisibis, im Domschatz befindet, hat die Gestalt des romanischen Vierungsturmes des Hezilo-Domes, der dem gewaltigen Westwerk entsprach, während der wiederaufgesetzte barocke Vierungsturm in keinem Verhältnis zum Westwerk steht.

Mauritiusbasilika ein Drittel der Kosten aus eigener Tasche beisteuerte, weiterhin vom Moritzberg aus zwei Vikarien am Dom und schließlich das gewaltige Werk des zweischössigen Nordparadieses am Dom stiftete. Weil er bei Beginn dieses Baues schon betagt war und das Domkapitel Sorge hatte, er möge dessen Vollendung vielleicht nicht mehr erleben, deponierte er zur Beruhigung des Kapitels bei diesem die Summe von 10 000 Gulden, die er dann nach Vollendung des Baues wieder abholen ließ, und zwar durch seinen Hofnarren, den er dabei mit soviel goldenen Ketten und Zierat behängt hatte, daß dieser nur gebückt gehen konnte, um so dem Kapitel zu zeigen, daß ihm alle diese Stiftungen wenig ausmachten.[17]

Die Herstellungszeit des Hildesheimer Taufbeckens

Wenn wir über den Stifter des Taufbeckens nur das eine sagen können, daß er sehr wahrscheinlich Mitglied des Hildesheimer und wohl auch des Osnabrücker Domkapitels war, so läßt sich auf Grund der künstlerischen Art als Zeit der Herstellung mit Sicherheit das 13. Jahrhundert bestimmen. Es gibt, meines Wissens, keinen Kunstgelehrten, der die Herstellung ins 12. oder 14. Jahrhundert datiert.

Hinsichtlich einer genaueren Datierung gehen die Ansichten der Sachverständigen auseinander. W. Bode und J. Neuwirth entscheiden sich für den Anfang des 13. Jahrhunderts, M. Semrau und V. C. Habicht für die Zeit um 1210, M. Hautmann für die Zeit um 1230.[18]

Da sich am Hildesheimer Taufbecken bereits Übergänge zur Gotik zeigen, dürfte eine Datierung in das erste Drittel des 13. Jahrhunderts für ein Werk der Hildesheimer Gießschule kaum in Frage kommen. Es ist deshalb eher jenen Kunsthistorikern zuzustimmen, die eine spätere Datierung annehmen, wie E. Lüthgen (drittes Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts), M. Creutz und A. Bertram (2. Viertel des 13. Jahrhunderts), L. Bruhns (um 1240), E. Panoffky (nach 1240), G. Dehio (1240-1250).[19]

---

[17] Vgl. A. Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim I (1899) 381 ff.

[18] W. Bode, Gesch. der dtsch. Plastik (Berlin, o. J.) 42. J. Neuwirth, Springers Kunstgesch., 2. Bd. ([9] Berlin 1913) 232. M. Semrau, Lübkes Grundriß der Kunstgesch., 2. Bd. ([14] 1910) 246. V. C. Habicht, Der niedersächs. Kunstkreis (1930) 163 ff. M. Hautmann, Die Kunst des frühen Mittelalters (Berlin, o. J.) 734. Zum Ganzen S. H. Steinberg, a. a. O., der auf S. 39, Anm. 1, die wichtigsten Datierungen zusammengestellt hat.

[19] E. Lüthgen, Roman. Plastik (1923) 138. M. Creutz, Kunstgesch. der unedlen Metalle (1909) 311. A. Bertram in „Zeitschrift f. christl. Kunst", 13 (1900) 129 ff. L. Bruhns, Bildner u. Maler des Mittelalters (Leipzig, o. J.) 63. E. Panoffky, Die dtsch. Plastik des 11.-13. Jahrh. (1925) 110 ff. G. Dehio, Gesch. d. dtsch. Kunst, Bildband I (1921), S. 361, Abbildung 410.

Diese Datierung fällt in die Zeit des oben erwähnten Bischofs Konrad II. (1224-46). Sie trifft mit der uralten mündlichen Tradition in Hildesheim zusammen, die das Taufbecken geradezu Konrad II. zuweist. Und zwar mit Recht; denn der theologische Aufbau in den Darstellungen des Hildesheimer Taufbeckens atmet ganz und gar den Geist des ehemaligen Lehrers der Theologie an der bedeutendsten Hochschule jener Zeit, der Universität zu Paris. Der geistige Inspirator des Hildesheimer Taufbeckens war ein tiefgründiger Theologe, der mit den Werken Platos und der Kirchenväter sehr vertraut war. Das Werk kündet in seinem letzten Bilde, der „Misericordia", vom Geiste jenes Bischofs, der im Jahr 1223 — nach alter Tradition auf Bitten der Landgräfin von Thüringen — die ersten Franziskaner in die drei Hauptstädte unserer Diözese, Hildesheim, Braunschweig und Goslar, berief und vom Papst zum Beschirmer der Schwestern von der heiligen Magdalena ernannt wurde, die in ihren Ordenshäusern reuige Sünderinnen und deren Fürsorgerinnen aufnahmen. Immer wieder sprechen die Urkunden jener Zeit von der außerordentlichen Sorge des Bischofs Konrad II. für die Magdalenerinnen, denen er am Fuße des Michaelis-Hügels an den Ufern der Innerste in Hildesheim ihr erstes und auf dem Frankenberge zu Goslar ein zweites Heim in seiner Diözese gab; beiden Klöstern wurden durch seine Verordnungen und seine Vermittlung zahlreiche Zuwendungen zuteil, damit sie ihre große Aufgabe erfüllen konnten.[20]

Vielleicht führt uns gerade die Darstellung der Misericordia zu einer noch präziseren Datierung des Entstehens unseres Taufbeckens; denn diese „Misericordia" ist ganz anders dargestellt als sonst die Caritas in der christlichen Kunst alter Zeit versinnbildet wurde. Wir sehen hier keine ältere Frau in mütterlicher Hingabe, sondern eine junge Fürstin auf einem Thronsessel, eine jugendliche Frau, der unter der reich ornamentierten Fürstinnenkrone das Haar lang herabwallt, deren Brust und Schultern mit kostbarem Besatzkragen bedeckt sind und über deren Kleid sich ein fein verzierter Gewandstreifen zieht. Und diese Fürstin trägt um ihr Haupt, über der Krone, den Nimbus, den Heiligenschein.

Es war zuerst der Hildesheimer Domherr Adolf Bertram, der spätere Fürsterzbischof und Kardinal von Breslau, der im Hinblick auf diese eigenartige Darstellung der Misericordia auf die Zusammenhänge zwischen unserem Taufbecken bzw. dessen Initiator, dem Bischof Konrad II., und Elisabeth von Thüringen hinwies: „Möglich, daß dem

[20] Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar I, Nr. 506, 513, 515, 543, 549, 587 f., 616. Döbner, Urkundenb. des Hochstifts Hildesheim I, Nr. 150, 152, 162 f., 178, 183, 213, 216, 256, 313 u. a. m.

Künstler bei der Konzipierung das Lebensbild der heiligen Elisabeth vorschwebte, die gerade zur Entstehungszeit unseres Taufbeckens unter Vermittlung des Hildesheimer Bischofs Konrad II. kanonisiert und von ganz Deutschland mit enthusiastischer Liebe als ideales Vorbild caritativen Wirkens begrüßt wurde." [21] Was Bertram hier als möglich hinstellt, gewinnt durch Erforschung der näheren Beziehungen des Bischofs Konrad II. von Hildesheim zur Landgrafenfamilie von Thüringen, besonders zur Landgräfin Elisabeth, einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Bischof Konrad II. von Hildesheim hat nicht nur dem Landgrafen Ludwig, dem Gemahl Elisabeths, das Kreuz, das Zeichen der Kreuzfahrer, auf die Brust geheftet, sondern ist anscheinend auch bei dessen Tode zugegen gewesen. Ende August 1227 erlag der Landgraf Ludwig in Otranto, kurz nach seiner Abfahrt zum Kreuzzug von Brindisi aus, einem Fieber. Anfang September 1227 unterzeichnete Bischof Konrad II. von Hildesheim in Brindisi eine Urkunde Kaiser Friedrichs II. über die Unterstellung der Kirche von Gurk unter die von Salzburg.[22] Am 21. Oktober 1233, also zwei Jahre nach dem Tode Elisabeths, erhielt Bischof Konrad II. von Papst Gregor IX. (1227-1241) den Auftrag, das Hospital in Marburg, das durch die Ermordung des Magisters Konrad von Marburg († 1233) seines Schützers beraubt sei, unter seinen Schutz zu nehmen.[23] Es handelte sich um das von Elisabeth gegründete Spital. Schon zwei Tage später teilte Papst Gregor IX. dem Bischof Konrad II. von Hildesheim mit, daß er den Landgrafen Konrad von Thüringen und dessen Land in seinen Schutz genommen habe und beauftragte ihn mit der Handhabung dieses Schutzes.[24] Weder Marburg noch das Thüringer Land gehörten zum Verwaltungsbereich des Hildesheimer Bischofs. Wiederum war es der Hildesheimer Bischof Konrad II., der am 11. Februar 1234 von Papst Gregor IX. beauftragt wurde, dieses Mal, zusammen mit dem Bischof Eckhard von Merseburg und dem Dompropst Wilbrand von Magdeburg, den päpstlichen Schutz des Landgrafen Heinrich von Thüringen, der auf Grund der Predigt des Hildesheimer Bischofs das Kreuz genommen habe, durchzuführen.[25] Am 11. Oktober 1234 gab dann Papst Gregor IX. von Perugia aus dem Bischof Konrad von Hildesheim den Auftrag, die von dem Erzbischof Siegfried von Mainz und dem Magister Konrad von Marburg angestellte Untersuchung über die Wunder der Landgräfin Elisabeth von

---

[21] A. Bertram, Das eherne Taufbecken im Dome zu Hildesheim (1900) 22.
[22] H. Hoogeweg, Urkundenb. des Hochstifts Hildesheim u. seiner Bischöfe II (1901) Nr. 245. [23] Ders., Ebd., Nr. 367.
[24] Ders., Ebd., Nr. 369. Beide Urkunden sind vom Papst in Anagni ausgestellt.
[25] Ders., Ebd., Nr. 386. Die Urkunde ist im Lateran ausgestellt.

Thüringen innerhalb von fünf Monaten nach Rom einzusenden und, falls die Untersuchung nicht mehr vorhanden sei, eine neue anzustellen und nach Rom einzureichen. Es mußte mithin — was bezeichnend ist — der für die Untersuchung zunächst zuständige Erzbischof von Mainz das Ergebnis seiner Untersuchung seinem eigenen Suffragan, dem Bischof Konrad II. von Hildesheim, übergeben, und dieser trug die letzte Verantwortung für das Ergebnis der Untersuchung im Prozeß der Heiligsprechung Elisabeths von Thüringen,[26] die dann schon am 27. Mai 1235 zu Perugia durch Papst Gregor IX. erfolgte. Bezeichnend für die Beziehungen des Hildesheimer Bischofs Konrad II. zum Landgrafengeschlecht von Thüringen ist auch, daß Landgraf Heinrich am 13. Oktober 1234 in die Hand des Bischofs von Hildesheim versprach, anläßlich des Eintritts seines Bruders Konrad in den Deutschen Orden, diesem eine jährliche Rente zu vermachen.[27]

Stellen wir alle erwähnten Tatsachen in Beziehung zueinander, so liegt die Vermutung sehr nahe, daß neben dem Stifter des Taufbeckens, dem Hildesheimer Domherrn Wilbern, ein geistiger und künstlerischer Inspirator dieses bedeutenden Werkes existierte, nämlich der hochgebildete, theologisch gründlich geschulte Bischof Konrad II. von Hildesheim, der im Schlußbild des Taufbeckens, der Darstellung der Misericordia, der Landgräfin Elisabeth von Thüringen nach ihrer Heiligsprechung — deshalb der Nimbus um das Haupt der Misericordia — ein Denkmal in seinem Dom setzte. Danach würde die Herstellung des Taufbeckens in das Jahrzehnt zwischen 1236, dem Jahr der Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth, bei der Bischof Konrad II. in Marburg mit anwesend war, und 1246, dem Jahr, in welchem er auf den Bischofsstuhl in Hildesheim resignierte, weil er weder dem Papst noch dem vom Papst gebannten Kaiser die Treue brechen wollte, anzusetzen sein.

Der künstlerische Aufbau des Hildesheimer Dom-Taufbeckens

Adolf Bertram bezeichnet das Taufbecken des Hildesheimer Domes als „ein Meisterwerk niedersächsischen Erzgusses, ausgezeichnet durch sehr gefälligen Aufbau, individuelles Gepräge der frischen, ausdrucksvollen Köpfe, edle Zeichnung, gute Gewandung und geistreiche Aus-

---

[26] Urkundenbuch, Ebd., Nr. 396; dazu Würdtwein, Nova subsidia diplomatica VI, 45. Godefr. Colon. u. a. in Böhmer, Regesten 166. A. Bertram, Gesch. des Bistums Hildesheim I, 228. H. A. Lüntzel, Gesch. d. Diözese u. Stadt Hildesheim (1858) 534 f.

[27] Urkundenbuch, Ebd., Nr. 397.

wahl der dargestellten Szenen, denen feine symbolische Beziehungen innewohnen. Dabei ist die Verteilung des bildlichen Schmuckes, der in überreicher Fülle den Mantel des Beckens bedeckt, eine glückliche, so daß die Einheitlichkeit, die Wirkung der Hauptbilder und der monumentale Charakter des Ganzen unter der Menge der aufgenommenen Szenen und Figuren nur wenig leidet." [28] Und an anderer Stelle gibt er das Urteil: „Der glückliche Aufbau, die reife Abwägung der Verhältnisse, die Klarheit der Disposition und die ornamentale Verteilung der Figuren und Gruppen, dann die in Schilderung so mancher Charaktere und Vorgänge pulsierende frische Empfindung und die Feinheit zahlreicher, in individueller Stimmung lebensvoller Köpfe, ferner die Wirkung der zu harmonischer Einheit zusammenklingenden Kontraste und nicht zum wenigsten der tiefe geistige Gehalt, der hier eine fesselnde Verkörperung gefunden, — das sind Vorzüge, die in solchem Maße vereint, sich selten finden." Er bezeichnet es deshalb mit Recht als „charakteristischen Abschluß des Erzgusses der romanischen Stilzeit" und nennt „die Trias monumentaler Gußwerke in Hildesheims Dom": Bernwards Erztüren, Bernwards Christussäule und die eherne Taufe, „ein unvergängliches Denkmal einer großen Zeit unseres niedersächsischen Bistums.[29]

Die Gesamthöhe des Hildesheimer Dom-Taufbeckens beträgt 1,70 m, sein größter Durchmesesr am Rande des Kessels 0,96 m. Die Mischung des Gusses ist zusammengesetzt aus 81,45 Prozent Kupfer, 12,54 Prozent Zink, 3,32 Prozent Zinn, 1,33 Prozent Blei; die restlichen 1,36 Prozent bestehen aus Eisen, Arsen und Nickel.[30] Nach dieser Zusammensetzung handelt es sich also nicht um einen Bronze-, sondern um einen Messingguß, bei dem das Zink gegenüber dem geringen Prozentsatz von Zinn um das Dreifache überwiegt. Dadurch wurde die Bildung einer Patina verhütet, und das Taufbecken erhielt seinen vom Künstler bewußt angestrebten goldigen Glanz, den man im 19. Jahrhundert schonen zu müssen glaubte und deshalb das Taufbecken mit einem Lacküberzug versah, der freilich das Gegenteil bewirkte, die Feuchtigkeit anzog und schließlich eine Schmutzkruste bildete; im Jahr 1900 wurde der Lacküberzug beseitigt, und das Taufbecken leuchtet seitdem wieder in seiner ursprünglichen goldigen Färbung, die die hervorragende Guß- und Ziselierarbeit in allen Einzelheiten hervortreten läßt. Bis zum Jahr 1653 stand das Taufbecken im Mittelschiff des

---

[28] A. Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesheim I, 264.

[29] Ders., Das eherne Taufbecken im Dom zu Hildesheim (1900) 30.

[30] Die chemische Analyse wurde von der geologischen Landesanstalt in Berlin durchgeführt; vgl. R. Herzig, Der Dom zu Hildesheim u. seine Kunstschätze (1911) 30.

Domes, seitdem, bis zu seiner Sicherung im zweiten Weltkrieg,[31] in der äußersten nordwestlichen Seitenkapelle, der dunklen St.-Georg-Kapelle.[32] Es wird bei der Neueinrichtung des Domes notwendig sein, ihm einen günstigeren Platz — vielleicht in der gegenüberliegenden, weit helleren Südkapelle, der St.-Barbara-Kapelle — zu geben.

Während das von demselben Stifter geschenkte Osnabrücker Dom-Taufbecken in seiner Inschrift den Verfertiger des Gusses, einen Meister Gerard, namentlich angibt:

„Wilbernus, Petre, confert istud tibi donum,
Ut per te summum possit habere bonum.
Gerardus me fecit.",

fehlt beim Hildesheimer Taufbecken eine ähnliche Angabe. Das mag vielleicht daher rühren, daß Bischof Konrad II. als geistiger und künstlerischer Inspirator so sehr bei dem Werk im Vordergrund stand, daß demgegenüber die Bedeutung des ausführenden Gießmeisters zurücktrat und nur der Stifter Erwähnung fand. Offenbar ist der Guß des Dom-Taufbeckens von Hildesheim in den Hildesheimer Domwerkstätten erfolgt, die unter Aufsicht des Bischofs arbeiteten. Diese Werkstätten lagen auf dem Domhügel, nicht, wie gelegentlich behauptet wird, beim Benediktinerkloster St. Michael; denn sie bestanden schon vor den Tagen des Bischofs Bernward, als der Hügel von St. Michael noch eine Wildnis darstellte.[33] Von ihnen ist die Bernwardswerkstatt von St. Michael zu unterscheiden. Daß die Benediktiner des Michaelsklosters den Guß des Dom-Taufbeckens weder herstellen noch beeinflußten, legt auch die Tatsache nahe, daß auf dem Widmungsbild neben Maria, der Hauptpatronin des Domes und der Diözese, St. Godehard und St. Epiphanius, als die alten Nebenpatrone des Domes erscheinen, nicht St. Bernward, dessen Heiligsprechung zwar schon zu Weihnachten 1192 durch Papst Cölestin III. erfolgt war, dessen Verehrung in St. Michael bereits sehr gepflegt wurde — wie die nördliche Chorschranke des Ostchors in St. Michael aus dem Jahr 1197 beweist —, der aber im Dom erst weit später neben Godehard an Stelle von Epiphanius trat, so an der Fassade des 1412 erbauten Nordparadieses des Domes.

---

[31] Im zweiten Weltkrieg war es durch die Bemühung des damaligen, inzwischen verstorbenen Domdechanten Clemens Stolte auf einem der Hildesheimer Kirche gehörenden Gutshof, eine Strecke von den Gutsgebäuden entfernt, untergebracht und durch eine eigene solide Mauerumfassung von allen Seiten geschützt.

[32] Nach einem Kapitelsbeschluß vom 17. Mai 1653.

[33] Vgl. St. Beissel, Der hl. Bernward von Hildesheim als Künstler (1895) 52.

Das Dom-Taufbecken ist in mehreren selbständigen Teilen gegossen. (1. Bildseite). Den Hauptteil bildet der eigentliche Taufkessel, der sich von unten nach oben verbreitert und an seiner Öffnung einen Umfang von 3 m, an seinem untersten Teil von 2,5 m besitzt. Der Kessel wird von vier knienden männlichen Figuren getragen, von denen jede ein selbständiges Gußstück darstellt. Auf dem Kessel ruht der Deckel, der in der Schlußblume als eigenem selbständigen Gußstück endet. Unter dem Kessel befindet sich, in dessen Mitte, als eigenes Fußgußstück ein zylindrisches Abflußrohr, von dem v i e r Geierkrallen, die jeweils eine Kugel umfaßt halten, nach den vier Himmelsrichtungen ausgehen. Sie sind wohl als Symbole des im Irdischen Verkrampften, als Sinnbilder des Bösen und Dämonischen, der Sünde, zu verstehen, die ihre Herrschaft über alle Menschen ausübt; deshalb die Zahl vier, entsprechend den vier Windrichtungen.

Die Zahl Vier hat also am Taufbecken eine symbolische Bedeutung, worauf keine der bisherigen Beschreibungen hingewiesen hat. Sie kehrt wieder in den vier Trägerfiguren, den Personifikationen der Paradiesesflüsse sowie der vier Kardinaltugenden, den über ihnen dargestellten Emblemen dieser Tugenden am unteren Rand des Taufkessels, den Brustbildern der vier großen Propheten über diesen Emblemen in der Mitte des Kessels, den über den Propheten schwebenden Symbolen der vier Evangelisten unter dem oberen Rand des Kessels und den vier Köpfen alttestamentlicher Persönlichkeiten hoch oben auf den Säulen des Deckels. Die Reihe von vier mal drei, also zwölf Figuren und Symbolen, gliedert den Kessel in die vier großen Darstellungen: Taufe Christi, Durchzug der Juden durch das Rote Meer, Durchgang durch den Jordan und Widmungsbild, die, zusammen mit diesen zwölf, achtundvierzig, also vier mal zwölf, Einzelfiguren bzw. Einzelbilder umfassen, während der Deckel vierundzwanzig, zweimal zwölf Figuren zählt. Zweimal zwölf Männergestalten, entsprechend der Zahl der Stämme Israels, werden in den Wanderszenen des Kessels von Moses bzw. Josua durch das Rote Meer bzw. über den Jordan geführt.[34]

---

[34] Einige der Gestalten im Hintergrund der zwei Wanderszenen, die den Durchzug durch das Rote Meer und den Übergang über den Jordan darstellen, sind nur in den Köpfen oder Helmen oder dem Haarwuchs kenntlich gemacht. Bezeichnend für die Mentalität des Stifters ist, daß er sich nicht nur in sehr kleiner Gestalt, kniend, demütig und bittflehend neben der thronenden Patronin des Domes und der Diözese zur Darstellung gebracht, sondern in der offensichtlichen symbolischen Zahl der Vielheit von vier Gestalten und Figuren nicht mitgezählt hat, um nicht irgendwie als gleichwertig oder gleichberechtigt unter den heiligen Personen und Symbolen und den zwei mal zwölf Vertretern der Stämme Israels zu erscheinen.

Außerhalb der vierundzwanzig Gestalten des Deckels steht das Symbol der sündenlosen jungfräulichen Gottesmutter, der grünende Zweig Aarons, allein blühend inmitten von elf dürren Stäben, als Gegensatz zu den drei als Hebe- bzw. Tragringe am Deckelrande und am Kessel dargestellten Schlangen und geflügelten Dämonen, den Sinnbildern des Urbösen, mit ihnen zusammen eine geheimnisvolle Vierzahl des Gegensatzes bildend. So hat der Künstler in der Zahlensymbolik am Taufbecken das Wort der Schrift lebendig veranschaulicht: „Gleichwie in Adam alle sterben, also werden in Christus alle lebendig gemacht werden" (1 Kor 15, 22).

Den Gegensatz von Sünde und Erlösung, dämonischer Macht und Gnade, Verkrampftsein im Irdischen und Beseligung in der Übernatur hat der Künstler auch dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er dem nach unten in die Erde gehenden Abflußrohr mit den vier Drachenklauen den knospenartigen, formvollendeten Knauf als Krönungsblume in der Deckelspitze entsprechen läßt, der das Glück des begnadeten, sündenreinen, mit Tugenden geschmückten, in Werken der Liebe tätigen Menschen symbolisiert und nach den Worten eines Kunsthistorikers „zum Schönsten gehört, was die romanische Kunst an Zierformen geschaffen hat". Auch in den Gegenüberstellungen der Bilder am Kessel und am Deckel offenbart sich das hervorragende Kunstverständnis des Inspirators dieses Werkes. Am Kessel entspricht der Darstellung der Taufe Christi das Bild der sündenreinen, als erste von Christus erlösten, jungfräulichen Mutter, die das göttliche Kind auf dem Schoße trägt, das in Liebe zu ihr emporschaut und sie durch Streicheln am Kinn liebkost, ein Motiv, das schon am Ausgang des 12. Jahrhunderts, an der nördlichen Chorschranke von St. Michael in Hildesheim zur Darstellung kam und um die Mitte des 13. Jahrhunderts, kurz nach Vollendung des Hildesheimer Taufbeckens, im steinernen Standbild der Muttergottes am Mittelpfosten des Paradiesportales im Dom von Paderborn und bei den Madonnenstatuen aus Lehnshausen im Kreise Meschede und aus Wolkwitz in Vorpommern. Offenbar handelt es sich hier um einen Ausdruck des tiefen Gemütes des niedersächsischen Menschen.[35] So entsprechen am Kessel des Taufbeckens die lebensvollen Szenen der beiden Wanderbilder — Durch-

[35] Die Holzfigur der Madonna aus Wolkwitz, die von den genannten Darstellungen die stärkste Ähnlichkeit mit der Erzfigur am Hildesheimer Taufbecken hat — die Stellung der Füße des Kindes zeigt bei der Hildesheimer Figur allerdings eine noch größere Lebendigkeit —, dürfte auf niedersächsische Künstler zurückgehen, die bekanntlich im 13. Jahrhundert in größerer Zahl zum Norden und Osten wanderten; vgl. H. Wentzel, Niederdeutsche Madonnen (² 1941) XIV f.

zug durch das Rote Meer und Durchgang durch den Jordan — in ihrer lokalen Gegenüberstellung einander und wechseln mit den ruhiger gehaltenen Szenen der Taufe Christi und des Widmungsbildes ab. Am Deckel des Taufbeckens steht dem Bilde der zu den Füßen Christi ausgestreckten Sünderin das Symbol der sündenfreien Gottesmutter, dem Bilde des brutalen Königs Herodes, des Mörders der bethlehemitischen Kinder, das Bild der Wohltaten spendenden Misericordia gegenüber. Wenn Schönheit die Einheit in der Vielheit besagt, so hat in der Harmonie dieser Vielheit des Wechsels von ruhigen und bewegten, inhaltlich einander entsprechenden Szenen, der Vielheit von Gestalten und Symbolen, die letztlich e i n e r großen Idee dienen, der Künstler des Taufbeckens einen Höchstgrad von künstlerischer Schönheit erreicht.

Die Größe seines künstlerischen Könnens tut sich auch darin kund, daß er die Einzelszenen mit der Fülle ihrer Gestalten durch architektonisch vollendete Trennungslinien aus Säulen mit Köpfen und Symbolen voneinander gesondert und so das Ganze gegliedert hat.

Die einzelnen Personen sind naturhaft wahr, individuell, wirken fast porträtartig. Das tritt bei den Trägerfiguren zutage, von denen die Gestalt der Klugheit die Erfahrung und Überlegung des Alters, die Figur der Mäßigung in ihrer gestrafften Haltung die jugendliche Selbstbeherrschung und die der Justitia die unerbittlichen Züge der Gerechtigkeit in geradezu klassischen Formen zum Ausdruck bringen. (vgl. 2. Bildseite, Abbildungen 1-3). Menschlich wahr und persönlich wirken auch die Prophetenköpfe am Kessel (2. Bildseite, Abbildung 4). Am Deckel sind besonders die Köpfe Christi und der Misericordia von hervorragender Schönheit (5. und 6. Bildseite). In letzterem haben wir, wie oben dargelegt, wahrscheinlich ein zeitgenössisches Bild der heiligen Elisabeth von Thüringen vor uns, wobei wir nicht an ein Porträt im heutigen Sinne, sondern an ein sogenanntes Phantasieporträt zu denken haben, das engstens an die Person gebunden war.

Auch darin zeigt sich die hohe künstlerische Befähigung des Meisters unseres Taufbeckens, daß er auf einzelnen Bildern durch Verwendung des Kleeblattbogens die Hauptfiguren baldachinartig umkrönt hat, so die Christusfigur in der Darstellung der Begierdetaufe bzw. des Bußsakramentes, Maria im Widmungsbild, die Misericordia in der Schlußszene.

Wie der Künstler am Kessel des Taufbeckens zwischen die hieratisch ruhigen neutestamentlichen Szenen der Taufe Christi und des Widmungsbildes die bewegten Wanderbilder aus dem Alten Testament und auf dem Deckel zwischen die dramatisch lebendigen Szenen des



Das Dom-Taufbecken in Hildesheim

HOLLYWOOD







Oben links: Trägerfigur (Klugheit)

Oben rechts: Trägerfigur (Mäßigung)

Unten links: Trägerfigur (Gerechtigkeit)

Unten rechts: Zwei Randfiguren vom Becken: der Prophet Jeremias, darüber das Symbol des Evangelisten Lukas





Widmungsbild · Maria mit dem Jesuskind,
der betende Stifter, zwischen den Dompatronen Godehard und Epiphanius



Die Magdalenenszene vom Deckel des Taufbeckens

Die Misericordia als Schlußbild am Deckel des Taufbeckens





Christuskopf aus der Magdalenenszene

Landesbibliothek Hannover



Die Misericordia, wahrscheinlich ein zeitgenössisches Bild der hl. Elisabeth von Thüringen

bethlehemitischen Kindermordes und der helfenden Caritas das ruhige Symbol des grünenden Zweiges Aarons und das Bild der büßenden Sünderin und des verzeihenden Christus in bewußtem Wechsel eingefügt hat, so bringt er in den Einzelbildern, soweit es die Gesamtkonzeption der jeweiligen Szene ermöglichte, langgesichtige Gestalten mit rundköpfigen im Wechsel zur Darstellung.

Besonders zeigt sich der Künstler des Hildesheimer Taufbeckens in der Behandlung psychologischer Eigenheiten und seelischer Stimmungen als wirklicher Meister, so vor allem bei den Trägerfiguren, der hoheitsvollen Gestalt der Gottesmutter auf dem Widmungsbild (3. Bildseite), den Gesichtszügen der bethlehemitischen Mütter, den Führungsgestalten des Moses und Josua, den Köpfen der beiden Bischöfe, der Figur des demütig flehenden Donators neben Maria, der Haltung des vergebenden Christus zwischen den hochmütigen Pharisäern, dem Blick und der Lage der zu Christi Füßen niedergeworfenen Sünderin (4. Bildseite, oben) und der sich in hingebender Liebe herabneigenden Misericordia mit den sie umgebenden Notleidenden und Bittflehenden (4. Bildseite, unten).

Auch in Einzelheiten der körperlichen Haltung und der Kleidung zeigt sich die Überlegung und Überlegenheit des Künstlers. Der Beschauer fühlt geradezu, wie die Trägerfiguren an der auf ihnen ruhenden Last tragen und deshalb das eine Bein voranstellen und den Körper gegen die von oben drückende Last stemmen, wobei aber die Beweglichkeit der Glieder und der Charakter der einzelnen Figur in keiner Weise leiden. Im Taufbild Christi offenbart die Haltung seines Kopfes Demut und Erniedrigung, während gleichzeitig die rechte Hand den siebenwogigen Strom in göttlicher Kraft segnet. Machtvoll führend, schreiten Moses und Josua ihrem Volk voraus. Im Widmungsbild ist im Aufblick des Kindes zur Mutter die innigste Verbindung zwischen Jesus und Maria ebenso plastisch zum Ausdruck gebracht, wie im herabgesenkten Kopf der Mutter und der auf ihrer Brust ruhenden Hand das „Ecce ancilla Domini" und in dem bittflehenden Gestus des Donators sein betendes Vertrauen zur Diözesanpatronin ergreifend zur Darstellung kommt. Lebendig sprechend wirken der ausgestreckte Finger der rechten Hand Christi auf dem Magdalenenbilde und das lang herabwallende Haar der als Fürstin gekleideten und erhaben thronenden, sich trotzdem in Liebe verschenkenden Misericordia gegenüber den kurzgeschorenen Köpfen der sie umgebenden Armen und Bittflehenden. Der zu Füßen der Misericordia liegende Kranke wirkt wirklich als Kranker, mitleiderregend; die Rippen treten aus dem ausgezehrten Körper, die Arme sind mit Beulen oder Geschwüren bedeckt, Arme und Hände krampfhaft verzogen und doch gleichzeitig flehend,

wie das Gesicht und die Augen, zur helfenden Liebe emporgerichtet. Dem Nackten steht die Scham und das Frösteln ebenso deutlich im Gesich geschrieben wie Dürstenden die Freude über den Trank, den sie soeben erhält, und über den erbarmenden Blick der Liebe, der sich ihr zuwendet. Eine feine Charakteristik tragen auch die Prophetenköpfe an den Verbindungsrändern.

So offenbart sich im Ganzen und in den einzelnen Teilen eine hohe Kunst des Meisters unseres Taufbeckens, der eine ebenso sorgfältige Modellierung, Gravier- und Zisilierarbeit wie tadellosen Guß durchgeführt und überall letzte Feinheiten herausgearbeitet hat. Aber sein Inspirator wollte durch diese erhabene Kunst belehren. Deshalb hat er erklärende, sinndeutende Spruchbänder über das ganze Taufbecken verteilt. Mag diese Art der religiösen Belehrung und sittlichen Mahnung uns Heutigen künstlerisch wenig zusagen, so muß man doch gestehen, daß sich die Anbringung und Verteilung der Spruchbänder zurückhaltend in die Gesamtdarstellung einfügt, und daß sie klare Aufschlüsse über den theologischen Gehalt und Aufbau der zahlreichen Figuren und Szenen und der gesamten geistigen Konzeption gibt, wie sie ohne sie nicht zu erreichen wäre.

Der theologische Gehalt und Aufbau des Taufbeckens

Die theologische Deutung des Taufbeckens muß von dessen unteren Teilen nach oben schreiten, wobei allerdings von vornherein zu beachten ist, daß der im Jordan stehende, den siebenfach geteilten Strom segnende Christus die Hauptfigur bildet, von der die tiefste Erfassung des theologischen Gehaltes erklärt werden muß. Daß das eigentliche Fuß-Abflußrohr mit den vier dreiklauigen in Kugeln verkrampften Drachenfüßen die Allgemeinheit der Sünde und das ins Irdische verkrampfte Menschentum versinnbildet, ist bereits oben erwähnt: ihnen steht gegenüber die Schlußblume als Symbol des in der Gnade Vollendeten. Diese Vollendung nimmt ihren Anfang in den Tugenden, die das sittliche Leben des Menschen nach seinen Hauptrichtungen hin ordnen. Deshalb sind die vier Trägerfiguren, die die Paradiesesflüsse darstellen, gleichzeitig Personifikationen der vier Kardinaltugenden, die Plato in seinem tiefgründigen Werk „Der Staat" der Reihe nach als Klugheit, Tapferkeit (Starkmut), Besonnenheit (Mäßigung) und Gerechtigkeit aufzählt und behandelt. Sie heißen Kardinaltugenden, weil sich das sittliche Leben des Menschen in ihnen wie in vier Angeln (cardines) bewegt und sie den Eingang zu allen übrigen sittlichen Tu-

genden bilden.[36] Das Buch der Weisheit zählt sie in Kap. 8, Vers 7, auf und sagt von ihnen, daß im Leben des Menschen nichts wertvoller sei als sie.

Der Künstler bzw. Inspirator unseres Taufbeckens sieht die vier Kardinaltugenden nicht nur als natürliche sittliche Grundtugenden, sondern im Lichte Christi und der Übernatur als von Gott mit der heiligmachenden Gnade in der Taufe eingegossene sittliche Grundtugenden, die die menschliche Tätigkeit auf das übernatürliche Ziel hin ordnen und als Wirkungen aus den drei theologischen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, als aus ihren Ursachen hervorgehen.[37] Deshalb hat er über den vier Trägergestalten jeweils die betreffende Kardinaltugend am unteren Rande des Kessels, in dessen Gestalten und Figuren die von Christus erworbene Gnade zum Ausdruck kommt (das bestimmende Hauptbild des Taufbeckens: Die Taufe des den siebenteiligen Strom segnenden Christus), symbolisch dargestellt. Offensichtlich gestützt auf des Ambrosius' Werk „De paradiso", versinnbildet der Künstler in den Trägerfiguren die vier Kardinaltugenden durch die vier Paradiesesflüsse, von denen es im Buche der Genesis (2, 10 ff.) heißt: „Und ein Strom ging aus von Eden, den Garten zu bewässern; und von dort aus teilte er sich und wurde zu vier Flüssen. Der Name des ersten ist Pison; dieser ist es, der das ganze Land Havila umfließt, wo das Gold ist . . . Und der Name des zweiten Flusses: Gihon; dieser ist es, der das ganze Land Kusch umfließt. Und der Name des dritten Flusses: Hidekkel; dieser ist es, der vor Assyrien fließt. Und der vierte Fluß, das ist der Phrat." Ambrosius deutet den Paradiesestrom auf Christus, die ewige Weisheit, den Logos, „qui est fons vitae aeternae." [38] Dann geht er über zu den vier von diesem einen Strom ausgehenden Flüssen: „Sicut fons sapientiae, ita etiam flumina ista quatuor quaedam ex illo fonte manantia sunt fluenta virtutum." [39]

Die Flüsse Phison und Geon

Die Kardinaltugend der Klugheit (prudentia) ist versinnbildet im Paradiesesfluß **Phison,** eine den Segensstrom mit der rechten Hand ausgießende Person höheren Alters, mit einem vom Vollbart umrahmten Gesicht, die in Blick und Zügen die Reife der Erfahrung zum Ausdruck bringt, als Zeichen ruhiger Überlegung die linke Hand ausge-

---

[36] Vgl. Thomas von Aquin, S. Th. 3, dist. 33, qu. 1, art. 4 u. qu. 2.
[37] Vgl. Thomas von Aquin, S. Th. 2, 2, qu. 161, a. 4 ad 1.
[38] Ambrosius, De Paradiso, cap. 3, Migne, PL XIV, 279.
[39] Ambrosius, ibid., p. 280.

streckt auf das linke Knie legt und belehrend den Mund öffnet. Die Kardinaltugend der Klugheit ist die Fähigkeit und Leichtigkeit, die allgemeinen sittlichen Prinzipien auf die Einzelheiten des ethischen Handelns anzuwenden. Der Künstler stellt diese Tugend hier gleichzeitig als belehrend für das sittliche Handeln dar und fügt über ihr am unteren Rande des Taufkessels in lateinischen Majuskeln die erklärenden Worte hinzu:

„Os mutans Phison est prudenti similatus"; das heißt:

„Phison, den Mund bewegend, ist Sinnbild der Klugheit des Menschen."

Offensichtlich war der Initiator des Taufbeckens auch hier vom Ambrosius inspiriert, der sagt: „Gut ist es, daß an erster Stelle der Phison genannt wird, der auf hebräisch Pison heißt, d. h. ‚Bewegung des Mundes',[40] weil er nicht nur e i n Volk umfließt, sondern durch ganz Lydien strömt und vielen Menschen große Fruchtbarkeit bringt. So ist es die Klugheit, die auf Grund der Menschwerdung Christi reiche Früchte trägt. Durch die ewige Weisheit sind alle Menschen erlöst, weshalb von ihr gesagt wird: ‚Ihr Schall durchtönt die ganze Erde, und ihre Laute dringen bis zum Rande der Welt (Ps 18, 5).'"

Über dieser Trägergestalt ist in einem Kreis am unteren Rande des Taufkessels, inmitten der erwähnten Inschrift, die Klugheit als Frauenfigur mit Buch und Schlange dargestellt und der Umschrift: „Estote prudentes sicut serpentes" — „Seid klug wie die Schlangen!" (Worte Christi bei Mt 10, 16). Oberhalb dieser personifizierten Darstellung der bedeutendsten der Kardinaltugenden hält auf einem Säulenkapitell Isaias, der größte der Propheten des Alten Bundes („Ysayas Propheta"), eine Schriftrolle mit den Worten: „Egredietur virgo de radice Jesse" — „Ein Zweig wird entsprießen aus der Wurzel Jesse".[41] Über Isaias erscheint im Bogenbande auf der Höhe des Kessels das Sinnbild des ersten der Evangelisten, des Matthäus („S. Matheus Evangelista"), mit der Inschrift: „Ipse salvum faciet populum suum a peccatis eorum." — „Er wird sein Volk erlösen von dessen Sünden."[42] Die Weiterführung der Trennungslinie am Deckel zeigt auf hoher Säule den Kopf des Königs Salomon („Salomon rex"), von dem die Schrift sagt: „Der König Salomon übertraf alle Könige der Erde an Weisheit; und alle Welt begehrte, Salomon zu sehen, um seine Weisheit zu hören, die ihm Gott

---

[40] Wörtlich der „Springende", der „Sich-stark-Bewegende". Welche Flüsse und Gebiete der biblische Schriftsteller mit seinen ersten zwei Bezeichnungen im Auge hatte, ist nicht mit Sicherheit festzustellen.

[41] Vgl. Is. 11, 1. [42] Aus Mt 1, 21.

eingegeben hatte" (3 Kön 10, 23 f.). Die Umschrift enthält das Lob der Weisheit aus dem 24. Kap. des Buches Ecclesiasticus: „Flores mei fructus honoris et honestatis" — „Meine Blüten bringen ehrenvolle und ehrende Früchte hervor" (Sir 24, 23). Salomon ist hier Vorbild Christi. Die Stelle aus dem 24. Kapitel des Ecclesiasticus nimmt Bezug auf Vers 34 desselben Kapitels nach dem Vulgata-Text: „Er hat es festgesetzt David, seinem Diener, aus ihm zu erwecken den mächtigsten König, der sitzen soll auf dem Throne der Herrlichkeit auf ewig, der erfüllt ist von Weisheit, gleichend dem Phison." Durch Christus, die ewige Weisheit, vollendet sich die sittliche Tugend der Klugheit in der Gnade, der in der Verbindung mit Christus gegebenen inneren Gnade, der gratia interna, sowie der äußeren Gnade, der gratia externa, in der Offenbarung des Alten und Neuen Bundes (Prophetenkopf und Evangelistensymbol), in Hinsicht auf die für das ewige Leben der visio beatifica verdienstlichen Werke.

Die nächste Trägerfigur stellt den Paradiesesfluß **Geon** dar und ist gleichzeitig die Personifikation der Kardinaltugend der temperantia, der Mäßigung im Sinne der Mäßigkeit und Keuschheit, zum Ausdruck gebracht in der wahrhaft klassisch schönen Gestalt des in sich gestrafften, sich selbstbeherrschenden Jünglings, mit der Überschrift:

„Temperiem Geon terre designat hiatus"

„Geon, Schlund der Erde, der Mäßigung Sinnbild."

Den Sinn dieser rätselhaften Inschrift gibt wiederum Ambrosius, dem der Inspirator gefolgt ist. Jener schreibt: „Wie ein Erdschlund die Erde und, was sich an Unrat und Laubwerk auf ihr befindet, schlürfend hinwegnimmt, so pflegt die Keuschheit alle Leidenschaften des Körpers auszutilgen." [43] Nach Ambrosius ist am Fluß Geon — Ambrosius versteht darunter den Nil — den Israeliten, als sie in Ägypten waren, der Auftrag gegeben, daß sie aus Ägypten ausziehen und mit umgürteten Lenden das Lamm essen sollten, „quod insigne est temperantiae". Nach ihm umfließt der Geon das Land Äthiopien, das Sinnbild des Dunklen, Niedrigen und Sündhaften; „quid autem abjectius nostro corpore!"

[43] Ambrosius, Ebd., 281. Die Übersetzung Bertrams, a. a. O., S. 10, Anm. 13, ist nicht richtig. Ambrosius schreibt: „Sicut terram et quaecumque vel purgamenta vel frondes in ea sunt hiatus absorbet, ita castitas omnes corporis passiones abolere consuevit", wozu Bertram sagt: „Auch im Namen Geon, latinisiert als hiatus terrae, sieht Ambrosius eine Beziehung zur Keuschheit, die, wie der Wind reinigend über die Erde dahinfährt, den Menschen von Leidenschaft reinigt". Hiatus heißt nicht „Wind" und absorbere nicht „dahinfahren".

Über dieser in dem sich selbst beherrschenden Jüngling personifizierten temperantia hat der Künstler in feingeistiger Weise deren Symbol in einer gekrönten Frauengestalt, die den ausströmenden Mischkrug in der rechten Hand hält, dargestellt mit der Umschrift aus Horaz: „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci" — „Den ersten Preis erhält, wer den Nutzen vermählt mit der Anmut." Die Inschrift bezieht sich auf die anmutige Jünglingsgestalt und den Segen der Tugend der Selbstbeherrschung, versinnbildet im Segenskrug der Trägerfigur wie dem des Symbols der Mäßigung im Medaillon über der Trägerfigur (2. Bildseite, Bild 2). Oberhalb dieses Sinnbildes erscheint auf einem Säulenkapitell der Kopf des Propheten Jeremias („Hieremias Propheta") mit den Worten: „Regnabit rex et sapiens erit" — „Er wird herrschen als König in Weisheit", und darüber der Evangelist Lukas („S. Lucas Evangelista") mit den Worten der Verkündigung (Lk 1, 32) auf der Schriftrolle: „Dabit illi Dominus sedem patris ejus" — „Der Herr wird ihm geben den Thron Davids, seines Vaters" (2. Bildseite, 4. Bild). Durch diese Stellen, die sich auf Christus beziehen, ist die Kardinaltugend der Mäßigung als jene christliche Tugend erfaßt, die in der Gnade Gottes das konkupiszible Begehrungsvermögen in der Weise beherrscht, daß der Mensch die sinnlichen Lüste und Leidenschaften bezähmt im Hinblick auf Christus und das übernatürliche Ziel der ewigen Seligkeit.

In der Fortsetzung dieser Trennungslinie sehen wir auf dem Deckel des Taufbeckens auf hoher Säule abermals den Propheten Jeremias mit der lateinischen Umschrift: „In Rama ward eine Stimme gehört: Weinen und viel Jammergeschrei, Rachel beweint ihre Kinder." [44] Offenbar soll hier im Gegensatz zur Selbstbeherrschung die Unbeherrschtheit und Grausamkeit des im benachbarten Bilde des Deckels des Taufbeckens dargestellten Kindesmörders Herodes hervorgehoben werden.

Die Großbilder zwischen Phison und Geon
Das Widmungsbild und der Zweig Aarons

Wir sehen hier, daß der Inspirator des Taufbeckens bei den Figuren und Symbolen auf den Trennungslinien nicht mechanisch vorgegangen ist, sondern, in seiner Liebe zu Wechsel und Fülle, die Figur auf der Trennungslinie des Deckels nicht immer nur in Beziehung zur betreffenden Trägergestalt, sondern auch zu den benachbarten Szenen gesetzt hat und dabei selbst eine Wiederholung der Figur des Kessels auf dem Deckel in Kauf nahm. Dadurch führt er den Beschauer zur Be-

[44] Nach Jerem 31, 15 u. Mt 2, 18.

trachtung der zwei großen Darstellungen zwischen Phison und Geon am Kessel und auf dem Deckel des Taufbeckens.

Auf dem Taufkessel steht zwischen den genannten zwei Paradiesesflüssen das Widmungsbild: Maria, die Patronin des Domes und der Diözese Hildesheim, mit dem Jesuskinde auf ihrem Schoße, zur Rechten neben ihr Godehard, zur linken Epiphanius, beides heilige Bischöfe und Patrone der Hildesheimer Kirche. So stellt das Widmungsbild des Taufbeckens das Wappen des hildesheimschen Hochstiftes dar (Vgl. Abbildung). Maria sitzt als Königin auf dem Thron, eine Krone von Edelsteinen und Lilienknospen auf ihrem Haupt, mit langer Tunika und langem Mantel bekleidet, das Haupt dem Kinde zugeneigt, die rechte Hand voll Ehrerbietung auf ihrer Brust ruhend. Das Jesuskind ist lebhaft bewegt, das rechte Bein gegen den Oberschenkel der Mutter gestützt, während das linke herabhängt. In der linken Hand hält es ein Lilienzepter und streichelt mit der rechten die Mutter am Kinn, voll Liebe zu ihr emporschauend, wie bereits oben erwähnt. Die beiden Bischöfe strecken in Hingebung je eine Hand zu Jesus und seiner Mutter hin, während der Stifter, ganz klein an der Stufe des Thronsessels der Gottesmutter kniend, zu ihr ein Spruchband emporhebt, auf dem die Worte stehen: „Ave Maria gratia plena" — „Sei gegrüßt Maria, Gnadenvolle!" Über dieser Darstellung befindet sich im Kleebogenband die im ersten Teil dieses Aufsatzes erwähnte Widmungsinschrift; darüber, auf dem Deckel des Taufbeckens, hat der Künstler die zwölf Stäbe, gemäß 4 Mos 17, 1-10, dargestellt, in ihrer Mitte den grünenden und fruchttragenden Stab Aarons als alttestamentliches Sinnbild der jungfräulichen Gottesmutter, rechts und links von den zwölf Stäben die Gestalten von Moses und Aaron, Moses mit dem Spruchband aus 5 Mos 18, 15: „Prophetam suscitabit de filiis vestris" — „Einen Propheten wird Gott aus euren Söhnen erwecken." Beide Bilder zeigen an, daß die Darstellungen, Symbole, Typen und Worte auf den Trennungslinien oberhalb von Phison (Weisheit) und Geon (Mäßigung) vom Inspirator des Taufbeckens, auch in Beziehung zu Maria, gedeutet sein wollen, auf sie als höchstes Vorbild christlicher Weisheit und jungfräulicher Keuschheit.

Die Bildgruppe zwischen Geon und Tigris

Der Durchzug durch das Rote Meer und der bethlehemitische Kindermord

Der dritte der Paradiesesströme, der Tigris, ist vom Künstler in der Trägerfigur als Ritter dargestellt, mit einem eng anliegenden Kettenhemd, Rüsthosen, Rüststrümpfen und Fäustlingen bekleidet, das Haupt von der Ringelkapuze umrahmt, drohend die Zähne dem Beschauer

zeigend, das Schwert mit der rechten Hand erhoben, den Segenskrug mit der linken nach unten ausgießend. In der Überschrift stehen die erklärenden Worte:

„Est velox Tigris quo fortis significatur" —

„Schnell eilt der Tigris dahin, dem tapferen Helden vergleichbar."

Zwischen dieser Überschrift ist in einem Medaillon das Symbol der in der Trägerfigur personifizierten Kardinaltugend der fortitudo, der Tapferkeit, dargestellt, ein gepanzertes Brustbild mit gezücktem Schwert und Schild und dem Spruchband: „Vir, qui dominatur animo suo, fortior est expugnatore urbis" — „Wer durch seinen Geist herrscht, ist stärker als ein Städteeroberer."

Die kriegerische Gestalt ist also Sinnbild der firmitas animi, der Festigkeit und Beharrlichkeit im Streben nach dem Guten, die, wie Ambrosius sagt, schnell („cursu rapido") alle Widerstände auf dem Wege zur Vollkommenheit niederschlägt.[45] Daß hier die christliche Tugend des Starkmutes gemeint ist, zeigen die Darstellungen an der Trennungslinie oberhalb des Tigris auf dem Kessel: der Prophet Daniel mit den Worten auf der Schriftrolle: „Omnes populi et tribus et linguae ipsi servient" — „Alle Völker, Geschlechter und Zungen werden ihm dienen",[46] und das Symbol des Evangelisten Markus mit dem Spruchzettel: „Ipse vos baptizabit in Spiritu Sancto et igne" — „Er wird euch taufen im Heiligen Geist und Feuer."[47] Hier ist gleichzeitig die Querverbindung zur Hauptszene zwischen Tigris und Euphrat geschaffen, der Taufe Christi im Jordan. Der Trägerfigur der Tapferkeit entspricht auf dem Deckelrande der Kopf des tapfersten Königs des Alten Bundes, des Königs David, der die Worte auf der Schriftrolle trägt: „Cibabit nos pane lacrimarum et potum dedit nobis in lacrimis" — „Er wird uns mit dem Brote der Tränen speisen und er tränkte uns mit Tränen."[48] Im Ertragen des Leidens aus Liebe zu Gott findet die Tugend des Starkmuts ihre Vollendung. Gleichzeitig wird durch diese Worte die Verbindung zur nebenstehenden Szene des bethlehemitischen Kindermordes hergestellt.

Die Bildgruppe am Kessel zwischen Geon und Tigris zeigt den Zug der Israeliten durch das Rote Meer: Moses schreitet als tapferer Befreier seinem Volke, das so viel Schweres in Ägypten erlitten hatte, voran, in der Rechten den Stab, womit er das Meer teilt, in der Linken die Gesetzestafeln haltend, den Blick befehlend zurückgewandt auf die Scharen der hastig folgenden Juden, die zum Teil Säcke mit Mehl auf

---

[45] Ambrosius, a. a. O., 282.
[46] Aus Dan 7, 14.
[47] Mk 1, 8; Mt 3, 11.
[48] Nach Ps 79, 5.

den Schultern (2 Mos 12, 34), zum Teil Gefäße oder Gewandstücke in den Händen tragen (2 Mos 12, 35 f.). Dieses Bild stellt, ebenso wie das gegenüberstehende (Übergang über den Jordan) das altchristliche Vorbild der christlichen Taufe dar, wie es in der Umschrift des Bogenbandes klar zum Ausdruck kommt:

„Per mare per Moysen fugit Egiptum genus horum.
Per Christum lavachro fugimus tenebras vitiorum"; d. h.

„Diese entfliehn aus Ägypten, durch's Meer geleitet von Moses.
Wir entgehn in der Taufe durch Christus dem Dunkel der Laster."

Darüber schauen wir auf dem Deckel den bethlehemitischen Kindermord als Beispiel der Bluttaufe: den König Herodes im Gegensatz zu den Tugenden der Selbstbeherrschung und des christlichen Starkmutes als grausamen Wüterich auf einem Thronsessel mit der Krone auf dem Haupt, mit erhobenem Zeigefinger die Ausführung der Tötung der Kinder befehlend, hinter ihm einen jugendlichen Knappen in höfisch-gezierter Haltung, das Schwert des Königs emporhaltend; in der Mitte der Szene den Henker, als Soldaten, mit Hüftpanzer und Schultermantel bekleidet, das Haupt vom Kriegshelm mit Naseneisen bedeckt. Das gezückte Schwert hat er über den Nacken eines der bethlehemitischen Knaben zum Morde geschwungen, den die Mutter, mit starkem Schmerzensausdruck im Gesicht, in ihren Händen hält, während eine zweite, entfernter stehende Mutter erst noch ihr Kind in Liebe stillt, dabei den Blick ängstlich zu Herodes hin gerichtet, die Fußspitzen nach auswärts gestellt, als ob sie unwillkürlich noch einen Versuch zur Flucht machen wolle. Auf dem Bogenbande stehen die Worte: „Quos dolor ostentat cruor a crudele cruentat" — „Die hier in Schmerzen dargestellt sind, befleckt das vom Grausamen vergossene Blut." Mit diesen Worten spricht der Künstler aus, daß er auch in den für Christus leidenden Müttern die Vollendung der Tugend des Starkmutes zum Ausdruck bringen will.

Der Euphrat und die Großbilder zwischen Tigris und Euphrat: Die Taufe Christi und die Magdalenenszene

Der vierte der vom Künstler dargestellten Paradiesesströme, der E u p h r a t , versinnbildet die Kardinaltugend der justitia: eine kraftvolle Figur, mit den harten Zügen der Gerechtigkeit, die als einzige von allen vieren den Segenskrug mit b e i d e n Händen von oben her ausgießt als Verkörperung der alten Wahrheit: „Justitia est fundamentum regnorum" — „Die Gerechtigkeit bildet die Grundlage alles Gemein-

schaftswesens", oder, wie Ambrosius es ausspricht: „Der Euphrat, der auf lateinisch Fruchtbarkeit und Überfluß an Früchten bedeutet, ist deshalb Symbol der Gerechtigkeit, weil diese Tugend mehr den anderen dient, als dem, der sie besitzt, und den eigenen Nutzen dem der Allgemeinheit nachstellt." [49] Deshalb ist diese Kardinaltugend nach der christlichen Sittenlehre die rectitudo voluntatis, die rechte Ordnung des Willens.[50]

Über der Trägergestalt, der Personifikation der Gerechtigkeit, steht am unteren Rande des Kessels im Medaillon das Bild der Gerechtigkeit, eine Frau mit der Waage in der rechten Hand und dem Spruch in der linken: „Omnia in mensura et pondere pono" — „Ich ordne alles nach Maß und Gewicht." Darüber auf dem Säulenkapitell der Prophet Ezechiel mit der Umschrift: „Similitudo animalium et hic aspectus eorum" — „Dieses ist das Bild der Lebenden, und so war ihr Aussehen." [51] Es ist nicht leicht, in diesem Satz eine Beziehung zur Gerechtigkeit zu finden. Sie ergibt sich aber aus den sich anschließenden Sätzen beim Propheten Ezechiel, wo er über diese vier Lebendigen, die Cherubim, die im Dienste Gottes den Weltraum durcheilen, die Worte spricht: „Ihre Füße waren gerade Füße (d. h. solche, die keine Seitenbewegungen machten, sondern gerade vor sich hingingen). Sie wendeten sich nicht, wenn sie gingen; sondern jedes ging seinem Angesichte nach, wohin der Zug des Geistes war" (Ez 1, 7 und 12); d. h. sie vollzogen unbeirrt, als Sinnbilder der rectitudo voluntatis, die Befehle Gottes.

Über dem Propheten Ezechiel ist das Symbol des Evangelisten Johannes dargestellt, mit der Inschrift: „Verbum caro factum est" — „Das Wort ist Fleisch geworden", zum Zeichen, daß die Kardinaltugend der Gerechtigkeit, wie die übrigen sittlichen Tugenden, christologisch, im übernatürlichen Sinn zu deuten ist. Gleichzeitig ist dadurch die Verbindung zum rechts davon stehenden Kesselbilde, der Taufe Christi, gegeben. Der Personifikation der Gerechtigkeit in der Trägerfigur entspricht auf dem Deckelbilde der Kopf des Propheten Isaias, der hier, wie vorhin Jeremias, zum zweiten Male erscheint, dieses Mal in der christlichen Vollendung der Gerechtigkeit, der verzeihenden Barmherzigkeit. Deshalb trägt der Prophet hier den Spruchzettel:

---

[49] Ambrosius, a. a. O., 282.

[50] Die Moral unterscheidet die Kardinaltugenden kurz und klar in folgender Weise: prudentia est rectitudo rationis (rechte Ordnung des Denkens); justitia est rectitudo voluntatis (rechte Ordnung des Wollens); fortitudo est firmitas animi (Festigkeit der Seele); temperantia est moderatio animi (Maßhalten im seelischen Streben).

[51] Ezechiel 1, 5.

„Frange esurienti panem tuum et egenos vagosque induc in domum tuam" — „Brich dem Hungrigen dein Brot und die Bedürftigen und Obdachlosen führe in dein Haus",[52] und stellt damit die Verbindung zum letzten großen Deckelbild, der Misericordia, her.

So stehen die Randbilder und Symbole oberhalb des Tigris und Euphrat sowohl in Beziehung zu den betreffenden Trägerfiguren als auch zur dritten Hauptszene des Kessels, der Taufe Christi, wie die Köpfe am Deckel oberhalb des Tigris und des anfangs beschriebenen Phison die Beziehung zum vierten und letzten großen Deckelbild, der Misericordia, herstellen. In diesen vielfachen Verbindungen und Querverbindungen der Bilder und Szenen untereinander offenbart sich die überragende geistige Konzeption des Inspirators, d. h. des theologisch hochgebildeten Bischofs Konrad II.

Das Bild am Kessel zwischen Tigris und Euphrat bringt die Hauptszene des ganzen Taufbeckens zur Darstellung: die Taufe Christi. In der Mitte dieser Szene steht Christus im Jordan, das Haupt ein wenig zum Täufer Johannes hin geneigt, von den Wassern des Flusses bis zur Mitte des Leibes hin bedeckt. Seine Haltung ist zugleich voll Hoheit und demütiger Selbsterniedrigung. Der Jordan ist in sieben Wellen geteilt, ein Hinweis auf die Siebenzahl der Sakramente, von denen die Taufe das erste und notwendigste, der Eingang in die Kirche als das Reich Gottes ist. Über Christi Haupt senkt sich die Taube als Symbol des Heiligen Geistes hernieder, darüber erscheint Gott Vater in Gestalt eines Menschenkopfes, eine der ersten künstlerischen Darstellungen dieser Art der ersten Person der Gottheit, die in Wahrheit weder bildhaft noch symbolisch dargestellt werden kann. Während der Künstler den Heiland im beginnenden Mannesalter, mit kurz geschnittenem Vollbart, gestaltet hat, trägt der nur sechs Monate jüngere Täufer Johannes greisenhafte Züge. Er steigt zu Christus empor und legt seine rechte Hand auf dessen Haupt, dadurch die Taufe durch Untertauchung andeutend, wie sie bis zur Zeit der Herstellung des Taufbeckens auch in der abendländischen Kirche die allgemein übliche war. Engel üben den Patendienst aus; so war es in der christlichen Kunst bei der Darstellung der Taufe Christi schon seit dem 6. Jahrhundert üblich. In der Haltung der zwei Engel, die Christi Gewandung halten, spricht sich die tiefe Verehrung vor dem menschgewordenen Gottessohn aus. Die Taube als Symbol des Heiligen Geistes berührt mit ihrem Kopf das Haupt Christi und ragt mit ihrem Schwanz in das Spruchband, das von Gott Vater ausgeht und die Worte trägt: „Hic est filius meus dilectus" — „Dieser ist mein geliebter Sohn." So hat der

[52] Is 58, 7.

Künstler plastisch zum Ausdruck gebracht, daß die christliche Taufe im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit gespendet wird. Im Kleeblattbogen über dieser Szene stehen die Worte:

„Hic baptizatur Christus quo sanctificatur nobis baptisma tribuens in flamine chrisma"; d. h.

„Hier wird Christus getauft, dadurch unsere Taufe geheiligt, indem er uns die Salbung im Heiligen Geist verleihet!"

Über dem Bild der Taufe Christi hat der Künstler die Szene der Sünderin aus Lk 7, 36 ff. in wirklich hervorragender Weise gestaltet. In der Mitte des Tisches, zwischen zwei Pharisäern, sitzt Christus, mit einem Angesicht, so erhaben und schön, wie es selten einem Künstler gelungen ist. Zu seinen Füßen, vor dem Tisch, liegt die Sünderin, sehnsuchtsvoll zu Christus aufschauend, mit beiden Händen seinen linken Fuß haltend, in einer Körperhaltung und einem Faltenwurf des Gewandes, die zeigen, daß der Künstler auch vor schwierigsten Darstellungen nicht zurückscheute. Der an der rechten Seite Christi sitzende Pharisäer hält ein Spruchband mit den Worten (Lk 7, 39): „Wenn dieser ein Prophet wäre, wüßte er, wer und wie beschaffen das Weib ist, das ihn berührt." Christus hat das Gesicht leicht zu ihm gewandt und, indem er mit wahrhaft sprechendem Gestus die Finger der rechten wie der linken Hand zu dem rechts von ihm sitzenden Pharisäer ausstreckt, gibt er die Antwort, die auf dem Spruchband steht: „Ihr werden viele Sünden vergeben." Im Bogenbande über dieser Szene stehen die Worte: „Spe reficit pectus lacrimis a flente refectus." — „Wer weinend in Tränen erneuert ist, stärkt in der Hoffnung sein Herz." Es dürfte wohl in diesem Bilde die Begierdetaufe zum Ausdruck gebracht sein, als zweiter Ersatz der Wassertaufe neben der Bluttaufe. Aber, wie wir gleich sehen werden, spricht die Umschrift am unteren Rande des Deckels es deutlich aus, daß der Künstler in dieser Szene vor allem und an erster Stelle das Bußsakrament zur Darstellung bringen wollte.

Die Großszenen zwischen Euphrat und Phison

Der Übergang über den Jordan. Die Misericordia

Seit altchristlicher Zeit galt als alttestamentlicher Typus der Taufe neben dem Durchgang der Juden durch das Rote Meer der Übergang über den Jordan. Deshalb hat der Künstler des Taufbeckens am Kessel zwischen Euphrat und Phison diesen Übergang gestaltet, wie er im 3. und 4. Kapitel des Buches Josua geschildert ist. Der Heerführer Josua

schreitet, mit dem Speer in der linken Hand, den Priestern, die die Bundeslade tragen, voraus; die Wellen des Jordans stauen sich. Da es unmöglich war, neben Josua mehr als zwölf Personen auf dem schmalen Raum unterzubringen, hat der Künstler bzw. der Inspirator des Taufbeckens hier zwei biblische Tatsachen miteinander in eins verbunden. Während nach Josua (3, 14) die Priester die Bundeslade trugen und, nach 4, 1 ff., zwölf Männer, je einer aus den Stämmen Israels, zwölf Steine vom jenseitigen Ufer zur Errichtung eines Denkmals in Erinnerung an den wunderbaren Übergang an das andere Ufer brachten, sehen wir auf unserem Bilde die Priester mit der einen Hand die Bundeslade, mit der anderen je einen Stein tragen. Die Bundeslade erinnert in ihren Formen an den Epiphaniusschrein des Hildesheimer Domes aus dem 12. Jahrhundert. Die Inschrift im Kleeblattbogen bezieht sich auf den Typus dieser Szene für die Taufe und auf die Gnade Gottes in der Taufe.

„Ad patriam Josue duce flumen transit Hebreus.
Ducimur ad vitam te duce fonte Deus"; d. h.

„Wie unter Josuas Führung die Juden den Fluß zur Heimat durchschritten,
leitet uns deine Führung, o Gott, durch den Taufquell zum Leben."

Was in der äußeren Gnade der Gottesoffenbarung des Alten und Neuen Bundes, im Vorbild Christi und seiner Mutter, sowie in der inneren Gnadenverbindung mit Christus durch die Taufe und die übrigen Sakramente dem Menschen an göttlicher Erleuchtung und Kraft gegeben ist, muß in der von Gott gegründeten werktätigen Liebe seine Vollendung finden.

Nach der christlichen Sittenlehre sind alle von Gott der Seele eingegossenen Tugenden, die drei theologischen sowie die in den vier Kardinaltugenden gründenden sittlichen, durch die Liebe untereinander verbunden, die das „Band der Vollkommenheit" (Kol 3, 14) ist. Die sittlichen Tugenden haben ein doppeltes Band, die Klugheit, mit der der theologische Gedankengang des Taufbeckens seinen Anfang nimmt, und die Liebe, mit der er endet. Alles zielt deshalb bei unserem Taufbecken auf das letzte Bild, das vierte Deckelbild: die Misericordia. Es ist oben dargelegt, daß wir in ihr wohl ein zeitgenössisches Bild der größten deutschen Frau, der edelsten Patronin der Caritas, der heiligen Elisabeth von Thüringen, vor uns haben. Über sie ist schon das Nötige gesagt. Die Personen, die sie, je zwei zur Rechten und Linken, umstehen oder zu ihren Füßen liegen, und denen sie

in hingebender Liebe hilft, sind Arme und Notleidende, an denen sie die sechs Werke der Barmherzigkeit übt, wie sie Christus von denen fordert, die am Tage des Gerichtes von ihm das Wort hören: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt 25, 40). Auf unserem Bilde übt die Misericordia die zwei von Christus an erster Stelle geforderten Werke der Liebe. Sie reicht mit der linken Hand einem hungernden Mann ein Brot und gibt mit der Rechten den Trank einer dürstenden Frau; dankbare Freude spricht sich in beider Antlitz aus. Hinter dem Hungernden erscheint der Obdachlose, mit dem Wanderstab in der Hand. Hinter der Dürstenden steht ein Nackter, der gerade das Gewand überzieht, das er soeben erhalten, während ein Kranker auf dem Lager zu ihren Füßen hilfesuchend zu ihr emporschaut und aus der Fensteröffnung eines turmähnlichen Kerkers ein Gefangener seine Blicke flehend nach oben zu ihr hin richtet. So ist die Zahl und Reihenfolge der Werke der Barmherzigkeit, wie sie Matthäus (25, 35 f.) aus dem Munde Christi überliefert hat. Das oben zitierte Wort des Propheten Isaias auf dem Deckel oberhalb der Tugend der Gerechtigkeit bezieht sich, wie schon bemerkt, auf die Szene der Misericordia, in der die christliche Gerechtigkeit ebenso ihre Lösung und Vollendung findet wie die erste der Kardinaltugenden, die Tugend der Klugheit, nach den Worten der Offenbarung: „Die Weisheit, die von oben kommt, ist vor allen Dingen lauter, friedfertig, milde, voll Erbarmen und guter Früchte. Die Frucht der Gerechtigkeit wird ausgestreut in Frieden bei denen, die Frieden halten" (Jak 3, 17 f.). Als Frucht der Barmherzigkeit preist die Umschrift im Kleeblattbogen oberhalb dieser Szene die Sühne der Sünden: „Dat veniam sceleri per opes inopum misereri" — „Sich durch sein Vermögen der Hilflosen erbarmen bringt Sühnung der eigenen Schuld." Gleichzeitig bezieht sich auch der auf dem Nebenrande oberhalb der Kardinaltugend der Klugheit stehende Satz aus Sir 24, 23: „Meine Blüten bringen ehrenvolle und ehrende Früchte hervor", außer auf die Weisheit und die Gottesmutter, auch auf die Misericordia, so daß sich hier der Zirkel des Ganzen schließt.

In zwei Spruchreihen auf dem Bogenrande des Kessels und auf dem unteren Rande des Deckels faßt der Inspirator des Taufbeckens dessen theologische Ideenwelt in zwei Spruchreihen zusammen. Auf dem oberen Rande des Taufkessels lesen wir die Worte:

„Quatuor irrotant paradisi flumina mundum.
Virtutesque rigant totidem cor crimine mundum.
Ora Prophetarum que vaticinata fuerunt
hec rata scriptores Evangelii cecinerunt"; d. h.

„Vier Paradiesesflüsse bewässern die Erde.
Gleichviel Tugenden netzen das Herz, von Sünden gereinigt.
Was der Mund des Propheten voraus hat verkündet,
haben die Evangelisten uns als erfüllet bezeuget."

Auf dem unteren Rande des Deckels steht die Inschrift:

„Mundat ut immunda sacri baptismatis unda
sic juste fusus sanguis lavacri tenet usus.
Post lavat attracta lacrimis confessio facta.
Crimine fedatis lavarum fit opus pietatis"; d. h.

„Wie die unreine Welle[53] der heiligen Taufe uns reinigt,
also wirket die Taufe durch Blut, das schuldlos vergossen.[54]
Spätere Schuld wäscht hinweg das tränenreiche Bekenntnis.[55]
Tätige Liebe reinigt die Seele des Lasterbefleckten."

Im Sinne des letzten Wortes weicht unterhalb der Misericordia-Szene das Böse in Gestalt der Schlange hinweg.

Gerade diese Inschriften zeigen aber auch, wie verschiedentlich erwähnt, daß die einzelnen Bilder und Szenen unseres Taufbeckens im Sinne des Inspirators eine mehrfache Bedeutung haben. Die mit dem Heiligenschein geschmückte Misericordia ist zunächst die Heilige der Barmherzigkeit, gleichzeitig aber auch der Sünder, der Barmherzigkeit übt, für den jener Nimbus nicht passend wäre, wenn nicht ein mehrfacher Sinn in den Bildern angenommen werden müßte.

Fassen wir die Gesamtidee des Taufbeckens in den Konzeptionen „Sünde, Erlösung und Rechtfertigung" oder „Menschenschuld und Gottes Erbarmen" oder „Gefallene Natur und Gnade" oder „Der Mensch in seiner sündigen Erdgebundenheit und seiner Vollendung in Christus und den Werken der Liebe" oder „Der natürliche und sakramentale Mensch" — alle diese Fassungen sind richtig —, so müssen wir in jedem Fall gestehen, daß die dogmatische und künstlerische Erfassung und Durchführung der Idee in hervorragender Weise gelöst ist, in einer Weise, die von der geistig und theologisch umfassenden Denkart des Inspirators ebenso kündet wie von seinem feinen Kunst-

---

[53] Als unrein, d. h. ohne Gnadenwirkung, wird das Wasser der Taufe, in sich betrachtet, bezeichnet.

[54] So ist das „juste fusus" zu verstehen im Sinne des „justi fusus sanguis".

[55] In dem „post attracta" sind die Verfehlungen nach der Taufe gemeint, in der „confessio lacrimis facta" das Sündenbekenntnis im Bußsakrament.

verständnis und der überragenden Kunsttechnik des Meisters des Gusses, so daß wir wohl sagen können: das Hildesheimer Taufbecken ist die Vollendung der großen Werke der Hildesheimer Gießschule, die vor Bernwards Zeit ihren Anfang nahmen, durch ihn in seinen Türen und seiner Säule im 11. Jahrhundert ihre erste Höhe erreichten und unter seinem großen Nachfolger Konrad II. über zweihundert Jahre später zum Abschluß kamen. Als Konrad II. im Jahr 1246 aus Verbitterung über die damalige kirchlich-politische Lage sein Bischofsamt niederlegte, schloß nicht nur in künstlerischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht die größte und glanzvollste Epoche in der Geschichte unseres Bistums ab.

Geschichte der katholischen Kirche in Wolfenbüttel

Zum 250jährigen Jubiläum

Von Pfarrer Bruno Axmann, Wolfenbüttel

Im Gebiet der heutigen Pfarrgemeinde St. Petrus Wolfenbüttel, bei Hedwigsburg, waren um 780 viele heidnische Sachsen zum Empfang der Taufe bereit. Die ersten Taufen an der Oker fanden schon 775 statt. 780 sollen zu Ohrum die Missionare Karls, Willebald und Marianus, getauft haben. An einem früheren Okerarm zeigt man noch den Ort, das Gevadderelock, wo die Taufe gespendet wurde. Schon bald nach diesem Taufakt wurde in Ohrum ein Gotteshaus errichtet und unter der führenden Hand der Mönche wuchs christlicher Glaube und christliche Kultur. Viele Kirchen und Klöster im Sachsenland sind stumme Zeugen für eine wirkliche Verwurzelung des christlichen Glaubens. Die Dorfkirche in Ohrum wird bereits 1022 erwähnt. Von dem 1189 gegründeten Kanonissenstift in Dorstadt sind noch geringe Reste erhalten. Ein Nonnenkloster in Heiningen gibt es bereits um das Jahr 1000. Das Kloster in Steterburg entsteht um 1003. In Seligenstadt, dem heutigen Osterwick, entsteht das erste sächsische Bistum, welches zu Beginn des 9. Jahrhunderts nach Halberstadt verlegt wird. Zu Halberstadt gehörte auch das Gebiet rechtsseitig der Oker.

Wolfenbüttel war dem Bistum Halberstadt zugeordnet. Pfarrlich war Wolfenbüttel nicht selbständig; es gehörte zu der Pfarrkirche des heute verschwundenen Dorfes Lechede. Die Kirche war dem heiligen Stephanus geweiht. Die Pfarrkirche verlor an Bedeutung, weil um 1460 das Dorf Lechede ganz verlassen war. Die Bewohner waren nach Wolfenbüttel gezogen. Bis 1561 war jedoch die Kirche durch einen Pfarrer besetzt, obwohl sie 1522 ausgeraubt und 1542 vollends zerstört war. Bischof Gerhard von Halberstadt gab 1460 den wenigen zum Dorf Lechede gehörenden Bewohnern, die vor dem Schloß Wolfenbüttel wohnten und in der weiteren Entfernung von der Pfarrkirche, die Erlaubnis, den Gottesdienst in der Longinus-Kapelle in Wolfenbüttel zu feiern, mit Ausnahme der großen Festtage Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Christi Himmelfahrt und des Patronatsfestes und ferner

ihre Toten auf dem Kirchhof vor der Marienkapelle bestatten zu lassen. Doch sollte nach dem Willen des Bischofs Gerhard der alte Zustand hergestellt werden, sobald die Wüstung wieder bewohnt würde. Das geschah aber nie. Vielmehr verlegte Heinrich d. Jüngere durch Fundation von 1561 die Pfarrei nach der Marienkapelle in Wolfenbüttel.

In Wolfenbüttel selbst gab es nur die Longinuskapelle und für fromme Beter eine Marienkapelle aus dem 13. Jahrhundert, an deren Stelle um 1607 mit dem Bau der heutigen Marienkirche begonnen wurde. Die Marienkapelle bestand schon vor 1300 und stand von Anfang an unter dem Patronat der Herzöge. Sie war die Tochter der Pfarrkirche von Lechede und hatte einen Geistlichen als Rektor. Seit 1529 war sie praktisch Pfarrkirche, seit 1561 auch rechtlich. Unter dem letzten katholischen Pfarrer Bernhard Lasthausen wurde sie erweitert. Einige Jahre vorher, 1558, ließ Herzog Heinrich die Schloßkirche errichten, von der nur noch wenige Reste erhalten sind. Zur Zeit der Einführung der Reformation hatte Wolfenbüttel nur eine sehr kleine Einwohnerzahl (1569). Die heutige Altstadt ist im wesentlichen um 1576 entstanden.

Zur Zeit der Reformation regierte von 1514 bis 1568 **Heinrich d. Jüngere** im Herzogtum zu Braunschweig und Lüneburg (Wolfenbüttel). Der Herzog trat 1538 der Katholischen Liga bei.

1542 wurde Herzog Heinrich d. Jüngere von den Schmalkaldenern unter Führung des Landgrafen Philipp von Hessen vertrieben und sein Land lutherisch gemacht. 1543 wurde eine lutherische Kirchenordnung für Wolfenbüttel erlassen.

Im Herzogtum Braunschweig/Wolfenbüttel fand eine allgemeine Ausplünderung der Kirchen und Klöster statt, an der jeder teilnahm, der nur konnte. Selbst Luther war entsetzt über die Räubereien. Er fürchtete, daß die Bevölkerung ihren Herzog wieder herbeirufen könnte, um nicht noch länger diese Brandschatzungen ertragen zu müssen. Auch die Pfarrkirche in Lechede, St. Stephan, wurde ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht. Ebenso erging es der Longinuskapelle in der Nähe des Schlosses (1547). Die Marienkapelle wurde nur wenig zerstört.

1545 gelang dem Herzog Heinrich die Rückeroberung seines Landes. Mit Ausnahme der Stadt Braunschweig wurde das Land wieder katholisch. Kaum war der katholische Gottesdienst wiedereingeführt, da erhielt der Herzog bei der Belagerung von Wolfenbüttel die Nachricht, daß Philipp, Landgraf von Hessen, gegen ihn anrücke. In der Gegend von Northeim an der Leine standen die Heere einander gegenüber. Am 21. Oktober 1545 begann die Schlacht bei Calefeld. Heinrich war zu

Verhandlungen bereit, doch Philipp von Hessen nahm ihn gefangen. Philipp von Hessen führte dann, nach der Rückeroberung des Herzogtums, die Reformation wieder durch.

Da brachte die Niederlage der Schmalkaldener die Wende. Durch die Schlacht bei Mühlberg am 4. Juni 1547 befreit, nahm Herzog Heinrich am 18. Juni mit Genugtuung an der Gefangennahme Philipps von Hessen in Halle teil. Am 28. Juni war er wieder Herr seines Landes. Mit Hilfe des Paters Helmesius, des späteren Guardian und Provinzial von Halberstadt, und des Pfarrers Bernhard Lasthausen erneuerte er den katholischen Glauben in Wolfenbüttel und fundierte die dortige Pfarrkirche. Da die alte Kirche zerstört war, errichtete er die Pfarrei bei der Kapelle Unserer Lieben Frau.

1552 mußte Herzog Heinrich erneut fliehen, als Graf Volrad von Mansfeld ihn überfiel. Abermals wurde die lutherische Lehre durchgesetzt.

Am 9. Juli 1553 besiegte Herzog Heinrich den Grafen in der blutigen Schlacht bei Sievershausen. Aber er verlor dabei seine beiden Söhne Karl-Victor und Philipp-Magnus. Um nicht den verhaßten dritten Sohn als Nachfolger zu haben, heiratete er 1556 Sophia von Polen in der Hoffnung, noch einen Erben zu erhalten. Mit Braunschweig, das 1528 die Reformation eingeführt hatte, schloß er bereits 1553 Frieden. Bis zum allgemeinen Konzil oder bis zu einem Vergleich mit dem Herzog sollten die Braunschweiger bezüglich ihrer Religion nicht mehr behelligt werden. So herrschte in Braunschweig die lutherische Lehre und sonst im Herzogtum der katholische Glaube.

Da Herzog Heinrich aus der zweiten Ehe keinen Erben erhielt, söhnte er sich mit seinem lutherisch gewordenen Sohn Julius aus, der nach seines Vaters Tod 1569 die lutherische Lehre einführte. Der dritte Sohn Julius hatte sich schon früh zur lutherischen Lehre bekannt und wurde deshalb zunächst von seinem Vater verstoßen. Weil durch diesen Julius 1569 die Reformation endgültig in Wolfenbüttel eingeführt wurde, ist es wohl wichtig, die Hintergründe aufzuhellen, die ihn zu diesem Schritt und damit zur Auflösung der katholischen Gemeinde führten.

Julius wurde am 29. Juni 1528 als dritter Sohn des Herzogs Heinrich des Jüngeren geboren. Schon bald nach seiner Geburt fiel er durch die Sorglosigkeit seiner Wärterin so unglücklich vom Tisch, daß sich als Folge starke Verkrümmungen des rechten Fußes herausstellten, die ihm ein Gehen fast unmöglich machten. Später unterzog er sich einer schmerzhaften Operation. Der kranke Fuß wurde geschient, so daß Julius sich freier bewegen konnte. Er war, wie fast alle Menschen mit körperlichen Gebrechen, empfindlich und seelisch gehemmt, aber den-

noch voller Tatkraft. An ritterlichen Kämpfen konnte er nicht teilnehmen, und so war er nach Auffassung jener Zeit auch nicht fähig, einmal die Regierung zu übernehmen. Deshalb bestimmte sein Vater ihn zum geistlichen Stande und verhalf ihm zu einem Kanonikat in Köln. Von Köln aus unternahm er viele Reisen, unter anderem nach Paris, Bourges, Orleans. An der Universität Löwen hörte er juristische Vorträge. Sein Vater erhielt für ihn vom Bischof Franz von Münster-Osnabrück und Minden das Bistum Minden. Julius überließ nach dem Tode seiner Brüder das Bistum seinem Onkel Georg, der Dompropst zu Köln war. Nach der Schlacht von Sievershausen kam Julius zur Bestattung seiner Brüder in die Heimat. Er war nunmehr der einzige Sohn des Herzogs und galt trotz seiner geistlichen Bestimmung als Nachfolger. Der Herzog erfuhr nun, daß sein Sohn, der sich im Laufe der Jahre dem Vater nicht ohne Grund entfremdet und nie seinem Herzen nahegestanden hatte, dem lutherischen Glauben zugetan war und Freundschaft mit Schmalkaldener Fürsten geschlossen hatte. Maßlos war der Zorn des Herzogs. Schmalkaldische Fürsten hatten ihn zweimal aus seinem Herzogtum vertrieben; durch sie hatte er seine beiden Lieblingssöhne verloren. Vor dem Zorn des Vaters floh Julius an den Hof des lutherischen Markgrafen von Brandenburg-Küstrin. Hier wurde er als Freund aufgenommen. Der Vater wollte Julius die Nachfolge entziehen und heiratete nach dem Tode seiner Gemahlin die Tochter des Königs Sigismund von Polen. Doch blieb, wie schon gesagt, diese Ehe ohne Nachkommen. Der alternde Herzog fand sich endlich bereit, Julius zur Rückkehr nach Wolfenbüttel aufzufordern. Noch einmal versuchte er, den Sohn zum Glauben seiner Ahnen heimzuholen, doch Julius widersetzte sich energisch. So ließ der Vater ihn gewähren, zumal das Herzogtum durch den wiederholten Religionswechsel für den alten Glauben praktisch doch verloren war und die Räte und Lehensmänner in seiner nächsten Umgebung vom alten Glauben abfielen.

Am 11. Juli 1568 starb Herzog Heinrich der Jüngere. In seinen letzten Lebensjahren sah man den Herzog oft auf den Knien beten. Sein Leben war reich an Schmerz und Kampf. Sein Kampf aber war umsonst.

1569 führte Julius die Reformation endgültig im ganzen Lande durch. Jetzt mußten auch die bisher noch in Wolfenbüttel angestellten Geistlichen — darunter der Jesuit Petrus Hoved oder Capitius genannt — die Stadt verlassen. Als letzter Weltgeistlicher verließ Bernhard Lasthausen, der Beichtvater des verstorbenen Herzogs und Pfarrer an der Marienkirche in Wolfenbüttel, das Land. In der bisher katholischen Pfarrkirche B. M. V. wirkten seit dieser Zeit bis zum Abbruch um das Jahr 1613 lutherische Prediger. Bereits um 1607/08 wurde mit dem Bau

der neuen Marienkirche begonnen. Die alte Kapelle, um die herum die neue Kirche gebaut wurde, blieb zunächst erhalten. Die neue Kirche war die erste große lutherische Kirche und blieb Muttergotteskirche. Ein Beweis, daß der erste lutherische Herzog, sein Sohn Heinrich-Julius und sein Großsohn Friedrich-Ulrich und ebenso seine Untertanen noch innige Marienverehrer waren. (Es entstanden in dieser Zeit noch neue Marienlieder. Von 1604 bis 1621 war Michael Praetorius Hofkapellmeister in Wolfenbüttel, von ihm stammt das Lied „Es ist ein Ros entsprungen".)

Als im Dreißigjährigen Krieg die kaiserlichen Truppen Wolfenbüttel besetzt hielten, wurde für einige Jahre, von 1627 an, wiederum katholischer Gottesdienst gehalten. In der Zeit von 1631-35 suchte der Franziskanerkonvent von Halberstadt Zuflucht in der Festung Wolfenbüttel. Vom gleichen Konvent sollte Wolfenbüttel von 1705-1818 seelsorglich betreut werden.

Am 13. September 1643 erfolgte die Räumung Wolfenbüttels von den kaiserlichen Truppen. Nach ihrem Abzug hörte auch der katholische Gottesdienst wieder auf.

Das Wiedererstehen der katholischen Gemeinde in Wolfenbüttel ist mit der Persönlichkeit des Herzogs **Anton Ulrich** (1633-1714) eng verbunden, einem der gelehrtesten und angesehensten Fürsten im protestantischen Deutschland. Er war gebieterisch, prachtliebend, ein kluger Diplomat. In seinem Lande war er gefürchtet und geliebt. Er entfaltete einen glänzenden Hof nach dem Vorbild Ludwigs XIV. Das herzogliche Landhaus Salzdahlum baute er zu einem Lustschloß aus.

Schon vor der Konversion des Herzogs im Jahre 1710 wurde im Wolfenbütteler Residenzschloß ganz geheim das heilige Meßopfer gefeiert. Dieser Gottesdienst, der ab 1700 periodisch im Schloß stattfand, wurde vom Herzog Anton-Ulrich gestattet, um den Mitgliedern der Oper und den katholischen Studenten der Ritter-Akademie Gelegenheit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu geben. Die fürstliche Oper bestand seit 1686. Die Sänger und Sängerinnen, das Ballett und fast sämtliches Personal waren katholische Italiener. Der Prinz Anton-Ulrich, seit 1667 Statthalter seines regierenden Bruders Rudolf-August, ab 1685 Mitregent und nach dem Tode des Bruders im Jahre 1704 Herzog, hatte am 18. Juli 1687 im Einvernehmen mit seinem Bruder eine Ritter-Akademie mit einem geräumigen Herrenhaus beim Schloß Wolfenbüttel errichten lassen. Diese Hochschule mit den Unterrichtsfächern Latein, Französisch, Italienisch und Englisch, ferner Fechten, Reiten und Tanzen erlangte um 1700 einen solchen Weltruf, daß viele junge katholische Fürsten, Grafen, Freiherren und Adelige nach Wolfenbüttel kamen. Bis um 1700 erfüllten die Studenten ihre Sonn-

tagspflicht im benachbarten Kloster zu Dorstadt. Wegen seiner engen Verbindung mit dem Kaiserhaus in Wien, dessen Gesandte sich in Wolfenbüttel aufhielten, stellte der Herzog durch einen besonderen Gunsterweis im Schloß einen Raum zur Verfügung, in dem von Zeit zu Zeit Pastor Zeppenfeld von Dorstadt das heilige Meßopfer zunächst geheim feierte. Das blieb so bis zum Jahre 1704. In diesem Jahre wandten sich die adeligen Studenten an den Herzog mit der Bitte um einen eigenen Seelsorger. Der Herzog gab dazu die Erlaubnis. Zu Beginn des Jahres 1705 wurde ein Pater aus dem Franziskanerkloster zu Halberstadt erbeten. Pater Guardian Brüninghoff bestimmte zum ersten Seelsorger von Wolfenbüttel den Pater Laurentius Rolff. Dieser fand Unterkunft und Verpflegung im Hause des Schornsteinfegers Anton Schwarze, Im Bruche, heute Krumme Straße 54. Pater Rolff feierte zunächst noch, bis Ende 1705, im Schloß die heilige Messe. Anfang 1706 wurde die heilige Messe im Hause des Anton Schwarze, Im Bruche, gefeiert.

Im Hause des Anton Schwarze fanden 1706 die ersten Taufen und Trauungen statt. Vom Jahre 1707 an feierte Pater Rolff den Gottesdienst in einem kapellenartigen Betsaal, den Vinzenz Schwarze im Garten hinter dem Hause (Krumme Straße 54) erbaut hatte und für 40 Taler jährlich an die Patres vermietete. Dieser Betsaal war kaum 8 Fuß hoch (2,30 m) und sehr eng. Im gleichen Jahre 1707 gab der Herzog mündlich die Erlaubnis, hier öffentlich Gottesdienst zu halten.

Nach seiner Konversion berief der Herzog Pater Sauer nach Wolfenbüttel, der am 15. August 1710 vor dem Herzog in der Schloßkapelle eine Predigt halten mußte. Bald danach wurde er zum Hofprediger ernannt. Zu seinen Amtspflichten gehörten zweimal wöchentlich eine Predigt vor dem Herzog, wenn möglich in Gegenwart des Hofstaates, wie auch die Feier der heiligen Messe in den Privatkapellen des Herzogs in Wolfenbüttel, Braunschweig und Salzdahlum. Im gleichen Jahre 1710 wurde in der Engenstraße eine katholische Schule eingerichtet. Schulunterricht wurde bereits vom Jahre 1707 ab für 12 Kinder erteilt. Das Recht zur Errichtung dieser Schule hatte der Herzog noch kurz vor seinem Tode schriftlich niederlegen lassen. Danach war es den römischen Katholiken erlaubt, eine Kinderschule einzurichten, um ihre Jugend in ihren Glaubensartikeln zu unterrichten.

Die Patres wohnten bis zum Jahre 1712 im Hause des Anton Schwarze, Im Bruche. Ab 1712 wohnten sie mit im Gebäude des Betsaales. Im gleichen Hause wurde später auch der Schulunterricht gehalten. Dem alten Herzog kam es darauf an, die Fortdauer der jungen katholischen Gemeinde sicherzustellen. Deshalb mußten seine Söhne versprechen, die katholische Gemeinde in Wolfenbüttel in dem Stande

bestehen zu lassen, wie sie diese beim Tode des Herzogs Anton-Ulrich vorgefunden.

Beim Tode des Herzogs Anton-Ulrich zählte die Residenz Wolfenbüttel gegen 10 000 Einwohner. Ungefähr 300 gehörten zur katholischen Gemeinde, während die braunschweigische Gemeinde nur 100 Seelen zählte, und zwar meist Soldaten und ledige Personen. Von den 300 Seelen waren viele „Ausländer", Junker, Vertreter katholischer Mächte am herzoglichen Hofe, italienische Kaufleute und Handwerker, französische Lehrer. Nur acht katholische Bürger besaßen eigene Häuser und 24 Katholiken hatten in Wolfenbüttel festen Wohnsitz. Von 1705 bis 1818 haben 20 Franziskanerpatres die Mission geleitet, 15 Patres, meist ältere, haben als Lehrer gewirkt. Von den 35 Patres sind fünf in Wolfenbüttel gestorben und in der St.-Nicolai-Kirche zu Braunschweig begraben. Unter ihnen Pater Sauer, der als Seelsorger von 1708 bis 1710 in Wolfenbüttel wirkte. Im Jahre 1710 wurde er Hofprediger und von 1729 bis 1730 war er noch einmal als Missionar in Wolfenbüttel. Die Brüder Helweg, Sigismund von 1714 bis 1723 und Honorius 1723 bis 1729, ferner Romanus Pompey. Unter Pater Ludowicus Wippermann wurde am 11. Dezember 1747 durch den Provenzial Bernardinus Thenhaven im Wolfenbüttler Oratorium der erste Kreuzweg errichtet.

1753 wurde unter Pater Dorotheus Beine die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt. Die Stadt Braunschweig zählte damals ungefähr 15 500 Einwohner. Die Braunschweiger spotteten über die „Witwenstadt", in der es so still und tot sei, wie in der Fürstengruft unter der Marienkirche. Die Einwohnerzahl der Stadt Wolfenbüttel sank von 13 000 auf 5800. Die katholische Gemeinde ging auf 180 Seelen zurück. Die Zahl der Osterkommunionen betrug im Jahre 1778 111, Schulkinder gab es nur noch 9. — Solange Wolfenbüttel Residenz war, wohnten auch begüterte Katholiken in der Gemeinde, Söhne des katholischen Adels, Vertreter auswärtiger katholischer Mächte und katholische Kaufleute. Nach 1753 verarmte die Gemeinde. Als im Jahre 1775 die Katholiken Wolfenbüttels zur Beisteuer für ein Krankenhaus herangezogen werden sollten, erklärte der Pater Missionar, daß nur zwölf Mitglieder imstande seien, Almosen zu geben. Die Kollekte der Kirche betrug im ganzen Jahr ungefähr 18 Taler. In die Zeit der letzten Franziskaner fällt die französische Emigration. 1793 fiel in Paris unter der Guillotine das Haupt der Königin Marie-Antoinette. Sie war die Tochter der Kaiserin Maria-Theresia und Enkelin der Kaiserin Elisabeth-Christine aus dem Hause Wolfenbüttel.

1797 fanden 26 Priester und über 200 königstreue französische Adelige, teilweise aus hohem Geschlecht, gastliche Aufnahme in

Wolfenbüttel. So kam durch die Emigration neues Leben in die Gemeinde. Die Seelenzahl verdoppelte sich und stieg auf 419. Nach der Jahrhundertwende fällt die Seelenzahl auf ungefähr 300 und bleibt in dieser Höhe bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach der französischen Revolution drangen Napoleons Heere nach dem Osten.

1806 verlor Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Schlacht bei Jena und Auerstedt. Dadurch fiel das Herzogtum unter französische Fremdherrschaft. 1807 wurde es zum Königreich Westfalen geschlagen und blieb als Okerdepartement bis 1813 einverleibt. Die katholische Gemeinde hörte auf, Missionsstation zu sein und erhielt volle Pfarrechte. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen kehrte Braunschweig zu seinem angestammten Herrscherhaus zurück. Braunschweig und Wolfenbüttel blieben zwar rechtlich Pfarreien, doch gerieten sie praktisch wieder in die geduldete und untergeordnete Stellung.

Nach dem Tode des letzten Franziskaners beauftragte Fürstbischof Franz Egon mit der vorübergehenden Wahrnehmung der Seelsorge in Wolfenbüttel nacheinander den Benediktiner Joseph Pramann aus dem aufgehobenen Benediktinerkloster St. Godehard zu Hildesheim, ferner Jakob Vollmer und Carl Grützbach, beide aus dem aufgehobenen Zisterzienserkloster zu Marienrode und vertretungsweise auch den Pastor Diedenhof.

Bei dem Priestermangel in der Diözese Hildesheim war es dem Bischof nicht möglich, Wolfenbüttel und Braunschweig mit einheimischen Weltpriestern zu besetzen. Also wandte er sich um Hilfe an den Bischof von Paderborn. 1821 kam der erste Weltpriester Johannes Schnepper aus Paderborn.

Am 20. April 1828 wurde öffentlich durch Dechant Meier der erste Pfarrer Friedrich Graen in Wolfenbüttel eingeführt.

Ein besonderes Anliegen der Gemeinde war der Erwerb eines eigenen Friedhofes. Bisher ließen sich die wohlhabenden Katholiken auf den katholischen Friedhöfen in Dorstadt, Heiningen oder Braunschweig beerdigen. Die einfachen katholischen Bürger wurden auf den lutherischen Friedhöfen durch lutherische Prediger bestattet. Der katholische Pastor konnte zwar die Leichen seiner Gemeindemitglieder im Sterbehause einsegnen, durfte sie aber nicht zur letzten Ruhestätte begleiten. Später jedoch durften die katholischen Geistlichen das Begräbnis nach katholischem Brauch vornehmen.

Bis 1847 führte der eifrige und umsichtige Pfarrer Graen die Gemeinde Wolfenbüttel. Seine Nachfolger waren Ignatius Schwethelm aus Duderstadt bis 1850, bis 1856 Edmund Voges, von 1856 bis 1869 Heinrich Deister. Der letztere kaufte 1861 das Haus Krumme Straße 56 für 1200 Taler und richtete es als Schulhaus ein. Pfarrer Deister war

unermüdlich tätig, um dem Herrgott und der Gemeinde ein neues Gotteshaus zu bauen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Wolfenbüttel über 9000 Einwohner. Die katholische Pfarrei zählte 400 Seelen. Diese kleine Gemeinde wurde seit 1860 bedeutend verstärkt durch die in großer Zahl einströmenden Arbeiter aus dem Eichsfeld. Um 1860 entstanden im Umkreis von Wolfenbüttel acht Zuckerfabriken mit über 400 Arbeitern. Im Stadtgebiet wurde eine mechanische Spinnerei mit 300 Arbeitern, größtenteils Katholiken aus Schlesien und Westfalen, errichtet. Dazu kamen vom Eichsfeld 150 Maurergesellen und Lehrlinge, 80 Ziegelbrenner und etwa 100 Landarbeiter. 1865 hatte die Pfarrgemeinde ungefähr 1000 fremde Katholiken bei 400 Ansässigen. Für die 1400 Katholiken der Gemeinde gab es keine Kirche. Das im Jahre 1778 erworbene Haus in der Bruchstraße, heute Krumme Straße Nr. 55, hatte in der ersten Etage der Straßenfront den Gottesdienstraum. Er war für 180 bis 200 Gottesdienstbesucher gedacht. An Sonn- und Festtagen war er überfüllt. Bis zu 400 Personen drängten sich in den engen, schlauchartigen Raum von 2,30 m Höhe, 5,60 m Breite und 15,12 m Länge.

Ein solcher Betsaal war für die Gemeinde von 1400 Seelen völlig unzureichend. Das bestätigen im Jahre 1862 auch zwei evangelische Ärzte. Sie bezeichneten den Gottesdienstraum als gesundheitsgefährlich. Alle Vorstellungen und Bitten um Hilfe beim Stadtmagistrat und beim herzoglichen Staatsministerium blieben erfolglos. Eine Beihilfe aus Staatsmitteln für den Bau einer katholischen Kirche wurde wiederholt abgelehnt. So versuchte Pastor Deister mit eigener Kraft und mit großem Gottvertrauen den geplanten Neubau vorzubereiten. Die Zeit der großen Stiftungen war längst vorbei. So nahm Pastor Deister 1864 den Bettelstab in die Hand. Bis zum 10. Februar 1867 waren 10 300 Taler gesammelt. Die Bausumme wurde auf 15 000 Taler veranschlagt. Als Baugrund war ein Stück der Wallpromenade vorgesehen, auf dem die jetzige Kirche steht. Die herzogliche Regierung war geneigt, 82,5 Quadratruten gegen einen Preis von 825 Talern abzugeben. Doch der Stadtmagistrat war der Meinung, daß die Abgabe eines Stückes der Wallpromenade weder notwendig noch nützlich sei, und daß eine katholische Kirche an jener Stelle Unzuträglichkeiten mit sich bringe. Drei Jahre hat der Kampf um den Bauplatz mit dem Stadtmagistrat gedauert, der die katholische Kirche auf keinen Fall am Eingang der Stadt an einer solch sichtbaren Stelle wissen wollte.

Nachdem alle Versuche beim Magistrat fehlgeschlagen waren, erschien im Braunschweiger Tageblatt am 15. Mai 1868 ein Artikel, der sich gegen die starre Haltung des Wolfenbüttler Magistrats richtete.

Der Artikel war vom evangelischen Arzt Dr. Schrader verfaßt. So wurde die öffentliche Meinung für den Bau einer katholischen Kirche an der Wallpromenade gewonnen. Vor der öffentlichen Meinung kapitulierte auch der Stadtmagistrat und zog sein Veto zurück. Die neue Kirche sollte 450 bis 470 Sitzplätze haben, einschiffig und im neugotischen Stil gebaut sein. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Pastor Deister wurde am 1. Juli 1869 nach Algermissen versetzt. Sein Nachfolger wurde Pastor Pape. Der Bau der neuen Kirche wurde auf 15 bis 20 Jahre hinausgeschoben. Als Zwischenlösung wurde der Ankauf und Ausbau der sogenannten Schlentermühle (Ölschlagmühle) beschlossen.

Schon sehr bald sollte sich die in eine Marienkapelle umgebaute Schlentermühle als unzureichend erweisen. Der Zustrom von Katholiken nach Wolfenbüttel hörte nicht auf. Um 1880 kamen besonders österreichische Katholiken aus Böhmen, Mähren und Tirol und viele Landarbeiter aus Polen. Als im August 1914 der Krieg ausbrach, konnten die meisten polnischen Arbeiter nicht mehr in ihre Heimat zurück; in der Umgebung von Wolfenbüttel waren es ungefähr 1500. Nach dem Kriege blieben viele polnische Arbeiter in Deutschland. Seit 1923 wanderten viele Polen in die Heimat zurück. Die Seelenzahl der katholischen Gemeinde betrug durch die Abwanderung bis zum Jahre 1935 nur noch 2300 Seelen (Wolfenbüttel-Stadt 1200 Katholiken, Amtsbezirk Wolfenbüttel und Salder 1100 Katholiken).

Verschiedene Gesuche des Bischofs von Hildesheim mit der Bitte um Errichtung von neuen Seelsorgestellen im Gebiete der Pfarrei Wolfenbüttel wurden von der Braunschweigischen Regierung abschlägig beantwortet. So blieb Wolfenbüttel für ein weites Gebiet des Herzogtums (650 qkm) die einzige Seelsorgestation. Um so mehr war der Bau einer größeren Kirche erforderlich.

Am 3. September 1889 hatte der Bauherr Bischof Wilhelm Sommerwerk, genannt Jakobi, die Erlaubnis zum Baubeginn gegeben. Der Bischof unterstützte den Bau nach Kräften, er persönlich hat die Summe von 11 200 Mark mit der Auflage gespendet, daß zu seinen Lebzeiten sein Name nicht genannt werden sollte. (Nach dem Kulturkampf hatte die preußische Regierung das Gehalt des Bischofs 14 Jahre lang zurückbehalten. 1885 kamen 111 000 Mark Sperrgelder zur Auszahlung. Der Bischof behielt nichts für sich, über ein Zehntel der Sperrgelder vermachte er der Wolfenbütteler Gemeinde.) Am 2. Dezember, dem Fest der hl. Märtyrin Bibiana, war die feierliche Grundsteinlegung durch Dr. Grube. Am 5. August 1891 wurde die neue Kirche konsekriert.

Zu der weit ausgedehnten Pfarrei (650 qkm) gehörten außer der Stadt Wolfenbüttel die Ämter: Wolfenbüttel, Schöppenstedt, Salder und Harzburg. Um 1850 gab es in den vier Ämtern nur 136 Katholiken,

davon fielen auf das Amt Wolfenbüttel mit 38 Dörfern 41 Katholiken, auf das Amt Schöppenstedt mit 25 Dörfern 15, auf das Amt Salder mit 32 Dörfern 34, auf das Amt Harzburg mit 8 Dörfern 46 Katholiken. 1877 erhielt Harzburg einen eigenen Kaplan. Beim Amtsantritt des Pfarrers Engelke 1895 zählte die Gemeinde schätzungsweise 3000, Seelen, die auf die Stadt Wolfenbüttel und die 95 Dörfer der Pfarrei verstreut waren. Davon fielen auf die Stadt mit dem Amtsbezirk ungefähr 1900 Katholiken, auf das Amt Salder 344, auf Schöppenstedt 772 Katholiken.

Schon lange vor Amtsantritt des Pfarrers Engelke waren viele Saisonarbeiter aus Polen im Gebiet der Pfarrei. Nach Beendigung des Krieges 1870/71 begann ein bedeutender Zuzug von polnischen katholischen Arbeitern, zunächst in die Provinz Sachsen und dann auch in das ganze Gebiet der norddeutschen Tiefebene. Vom Namen der Provinz Sachsen erhielten die Arbeiter den Namen „Sachsengänger".

Der Aufschwung der Industrie und Landwirtschaft in Deutschland erforderte viele Arbeitskräfte. 1890 gab es in Deutschland bereits 75 000 polnische Arbeiter, im Gebiet der Pfarrei Wolfenbüttel waren es etwa 1000. Diese Arbeiter fuhren in den Wintermonaten in ihre polnische Heimat zurück. Viele von den Saisonarbeitern machten Sonntag für Sonntag den weiten Weg nach Wolfenbüttel zum Gottesdienst.

Die Geschichte der Pfarrgemeinde von 1933 bis 1957 wird durch vier Hauptgeschehen gekennzeichnet:

Fast 6000 Rückgeführte aus dem Saarland fanden mit acht Geistlichen Notaufnahme in Wolfenbüttel und den östlich von Wolfenbüttel gelegenen Dörfern der Pfarrgemeinde. An fünf Gottesdienststellen, einschließlich Wolfenbüttel, wurden am Sonntag Anfang September 1939 6000 Kirchenbesucher gezählt.

Die damalige Regierung unterstützte in keiner Weise die religiösen Anliegen der katholischen Saarbevölkerung. In Linden wurde der Gottesdienst, der für die Saarländer der Orte Linden, Neindorf und Klein-Dekte gefeiert werden sollte, durch den Ortsgruppenleiter verboten und an der Stelle, wo der Gottesdienst stattfinden sollte, ein SS-Mann aufgestellt. Die Flüchtlingskinder erhielten, da Lehrer und Lehrerinnen zurückgerufen wurden, keinen Religionsunterricht mehr. Den Geistlichen wurde vom Braunschweigischen Minister für Volksbildung das Betreten der Schulen untersagt. Anfang 1940 waren noch 1400 Rückgeführte in Wolfenbüttel. Nach der Besetzung von Paris am 14. Juni 1940 kehrten die Saarländer wieder in ihre Heimat zurück.

Ende Oktober 1944 kam der Strom der Evakuierten aus dem Westen. Am 10. Januar 1945 waren es im Landkreis Wolfenbüttel 28 300. Im

Seelsorgebezirk der Pfarrei gab es 6000 Evakuierte, darunter 23 Schwestern mit den Kindern eines Heimes.

1946 begann der Zustrom der Ostvertriebenen. Es zeigte sich, wie überall, die große Not der Heimatlosigkeit: in den Massenunterkünften, in den zerrissenen Familien, in der Hoffnungslosigkeit.

Durch die große Zahl der Vertriebenen wuchs die Pfarrgemeinde von 3200 Katholiken der Stadt Wolfenbüttel mit den umliegenden Dörfern auf 7200. Die Vertriebenen haben ihre Heimat verloren, aber ein Stück Heimat in der Pfarrgemeinde, besonders in der Pfarrkirche St. Petrus, wiedergefunden.

Durch den Aufbau der Salzgitter-Stahlwerke („Hermann-Göring-Werke") erhielt die Pfarrei ein völlig neues Gesicht. Die Entwicklung begann im Jahre 1937. Die kleine Diasporagemeinde wurde zur größten Pfarrei des Bistums Hildesheim mit 26 000 Seelen. Im Mai 1940 kam die erste kirchenrechtliche Aufteilung des Industriegebietes. Zur Seelsorgestation Thiede kam Steterburg, neu eingerichtet wurden die Pfarrvikarien „Reichswerke Ost" und „Reichswerke West" mit der Lokal-Kaplanei Lesse. Beide Vikarien blieben der Pfarrei Wolfenbüttel zugehörig. Am 24. März 1944 erfolgte erneut eine Umschreibung der Seelsorgestellen. Es entstanden 6 Pfarrvikarien.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches war die Kirche frei in ihrer Arbeit. Aber es entstand eine neue Schwierigkeit durch die von den Alliierten angeordnete Demontage.

Nach Einstellung der Demontage, die nicht zuletzt auch durch tatkräftiges Eintreten des verstorbenen Bischofs Joseph-Godehard Machens erwirkt wurde, konnte mit einem Aufbau der Gemeinde begonnen werden. Der derzeitige Pfarrer von Wolfenbüttel setzte sich besonders für den Bau neuer Kirchen ein. Es gelang ihm mit Hilfe des Bundes, drei Kirchen zu errichten: 1953 St. Michael in Lebenstedt, St. Bernward in Steterburg und St. Gabriel in Gebhardshagen. Im Jahre 1955 wurden die Vikarien des Industriegebietes von der Muttergemeinde Wolfenbüttel gelöst und als selbständige Kuratien mit eigener Verwaltung errichtet: die Kuratien Salzgitter-Lebenstedt mit Burgdorf und Woltwiesche, Salzgitter-Gebhardshagen, Salzgitter-Thiede, Salzgitter-Watenstedt.

Im Zuge der Verselbständigung wurden 1956 auch Schöppenstedt und Bad Harzburg Kirchengemeinden mit eigener Verwaltung. Vor der Abtrennung zählte die Muttergemeinde St. Petrus ungefähr 39 000 Katholiken. Seit 1956, nach Abtrennung der genannten Kuratien, hat die Muttergemeinde mit den drei Gottesdienststationen Fümmelse, Groß-Denkte und Salzdahlum 7138 Seelen. Zu Wolfenbüttel gehört nur noch die Pfarrvikarie Börssum mit 1135 Seelen.

Der status animarum (Seelenzahl der Katholiken und Protestanten) auf den katholischen Amtspfarreien des Stiftes Hildesheim in den Jahren 1670 und 1703

Ein Beitrag zur Geschichte der Diaspora im Bistum Hildesheim

Von Hermann Engfer, Gehrden/Hann.

Die durch den Quedlinburger Rezeß (1523) aufgehobene Landeshoheit der Hildesheimer Bischöfe über das bisherige Hochstift und die Teilung des größeren Territoriums unter die welfischen Fürsten mochten zu ihrer Zeit mehr als politisches Ereignis betrachtet werden. Sie sollten aber für die Zukunft bis auf den heutigen Tag eine weit größere Bedeutung für den konfessionellen Besitzstand Niedersachsens überhaupt erhalten.[1] Denn dadurch, daß das sog. größere Stift den Bischöfen verlorenging und die neuen Landesherren — im Calenbergischen Teil Erich I. bzw. Elisabeth und im Wolfenbüttelschen Herzog Julius — der evangelischen Lehre in ihren neuen Gebieten zum Siege verhalfen, war das Bistum in weite Diaspora getaucht. Zumal wenn man bedenkt, daß auch die benachbarten Diözesen Minden, Verden, Halberstadt und Magdeburg überwiegend dem Protestantismus anheimgefallen waren. Ja, selbst der noch unter der bischöflichen Landeshoheit verbliebene Rest, das sog. kleine Stift, mit den Ämtern Steuerwald, Marienburg, Peine und die Dompropstei (etwa 90 Dörfer), war in seinem alten Bekenntnis stark gefährdet, und zwar dadurch, daß das größte dem Bistum verbliebene Amt Peine als Pfandbesitz von der inzwischen evangelisch gewordenen Stadt Hildesheim betrachtet wurde und das Amt Steuerwald im Besitz der evangelischen Holsteiner war. Selbst in den dann noch katholischen Dörfern hatte, wenn auch vorübergehend, die neue Lehre, bis auf ganz wenige Ausnahmen, Eingang gefunden. So stellte sich zu Ende des 16. Jahrhunderts als konfessioneller Besitzstand heraus, daß nur noch knappe 10 bis 15 Prozent

[1] Wagner, P. Die alten Amtsbezirke des Hochstifts H. nach ihrem Einfluß, insbesondere auf die heutigen Religionsverhältnisse. Mit ausführl. Karte i. Zeitschr. „Alt-Hildesheim" Heft 7, S. 39-43.

der Bevölkerung des ehemaligen Hochstifts dem alten Bekenntnis angehörten. Erst durch die gegenreformatorischen Maßnahmen der Bischöfe aus dem bayrischen Hause änderte sich das Verhältnis ein wenig.

Es ist daher wohl verständlich, wenn man bei der Wiederherstellung der Landeshoheit (1643) auch neue Hoffnung schöpfte für die Wiederherstellung des katholischen Bekenntnisses. Aber die durch den Hauptrezeß von 1643 gestellten Bedingungen bzgl. des Konfessionsstandes sowie die Abmachungen des Westfälischen Friedens und die Gültigkeit des Normaljahres 1624 setzten von vornherein einer „großzügigen Gegenreformation", wie sie der Zeit lag, enge Grenzen.[2] Wenn es auch Bischof Herzog Ferdinand 1643 durch Verhandlungen gelang, wenigstens bei den wiederhergestellten Feldklöstern und auf den Amtshäusern katholische Pfarrstellen einzurichten, so müssen wir das als bescheidene Versuche gegenüber dem weiten landesherrlichen Gebietsumfang ansehen, die dann noch endgültig zum Scheitern gebracht wurden durch den bekannten Religionsrezeß von 1711.[3] Wie zögernd diese „Gegenreformation" vonstatten ging, vermögen wir gerade bei der Einrichtung der Amtspfarreien zu ersehen. Es bedurfte wiederholter energischer Aufforderungen des Bischofs als Landesherrn, bevor überhaupt die Kommission ihre Arbeit für diesen Auftrag aufnahm.[4]

Bei der Restitution des Hochstiftes 1643 waren naturgemäß alle Beamten vom Amtmann bis zum Kuhhirten auf den bischöflichen Amtshäusern protestantisch. Wie wenig sich hierin das Bild nach fast 30 Jahren geändert hatte, ersehen wir aus einer statistischen Erhebung der fürstbischöflichen Regierung aus dem Jahre 1670. Sie forderte durch Erlaß vom 21. Januar 1670 sämtliche Amtmänner auf, baldigst zu melden, „wieviel katholische Pfarren im Amte seien und wieviel Augsburgische Konfessionsverwandte sich darin befänden, und, viceversa, wieviel lutherische Pfarren vorhanden seien und wieviel Katholiken darunter wohnten." [5]

Es liegen die Berichte von folgenden Ämtern vor: Bilderlah (Woldenstein), Gronau, Hunnesrück (Dassel), Liebenburg, Poppenburg, Steuerwald, Peine, Schladen und Winzenburg. Sie zeigen, mit Ausnahme des Amtes Steuerwald, daß die Amtspfarreien ausgesprochene Diaspora-

---

[2] Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesheim II S. 398-429; III S. 22, 31, 36 f.

[3] Ebd., III 46 f. u. 116 ff.

[4] S. Kaufmann, Die Errichtung von Amtspfarreien im Hildesheimschen im Jahre 1667 i. dieser Ztschr. Jg. 1929. 3. Heft S. 78-88. Über die Entstehung und Entwicklung der einzelnen Ämter s. besonders Klewitz, H. W. Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums H. (Studien u. Vorarbeiten z. Hist. Atlas Niedersachsens 13. Heft (1932) S. 40-72.

[5] NSTAH (Nieders. Staatsarch. Hannover) Hild. I Teil 79 Abschn. 1 Nr. 158.

pfarreien waren und auch bis auf den heutigen Tag geblieben sind.[6] Der Erhebung von 1670 scheint schon eine aus dem Jahre 1645 vorausgegangen zu sein, also gleich nach der Restitution. Am 10. März 1645 hatte nämlich die Regierung ebenfalls die Amtmänner aufgefordert, ein Verzeichnis der im Amte befindlichen Pfarren einzureichen „mit was Subjektis dieselben besetzet; auch soll man in Erfahrung bringen, welcher jedes orts Patroni sein." [7] Einen Bericht darüber finden wir aber nur von Steuerwald vor. Anscheinend erstatteten die übrigen Ämter „Fehlanzeige" und reichten deshalb keine Berichte ein. Dem Berichte des Amtmannes von Steuerwald entnehmen wir, daß die meisten Orte dieses Amtes damals wieder dem katholischen Bekenntnis angehörten. Das Amt umfaßte die Pfarreien Steuerwald (Patron: Peter und Paul) mit dem seit 1629 zugehörigen filial Barnten (sonst nach Sarstedt eingepfarrt), Förste mit Hasede und Kl.-Förste, das von Jesuiten betreut wurde. Gr.-Giesen mit Beelte (Patron: St. Nikolaus), versehen von Benediktinern aus St. Godehard, Emmerke mit Sorsum und Kl.-Escherde, versehen von einem Domvikar, Achtum mit Einum (Patronat: Hl. Dreifaltigkeit!), betreut von Jesuiten, Ottbergen samt Farmsen, mit Benediktinern aus Kloster Huysburg besetzt, Dinklar, Dingelbe mit Schellerten, Nettlingen mit Wöhle, Gr.-Escherde, versehen vom Kloster Escherde; Ahstedt hält sich nach Harsum, vorher nach Adlum. Als ausgesprochen evangelisch wird im Amte bezeichnet die Pfarrei Kemme. Nettlingen wurde erst 1649 wieder evangelisch.[8] Dort mußte der bisherige katholische Pfarrer Johannes Niermann am 10. August 1649 weichen und ging nach dem katholisch verbliebenen Wöhle. Ihm folgte aus Braunschweig der Prädikant Paulus Celle, der hier bald seine erste Taufe vornahm. Ebenso fielen Schellerten, Gr.-Escherde, Barnten und Ahstedt später wieder ganz den Protestanten zu.[9] Erst die bald darauf von den Bischöfen ins Stift und insbesondere in die Klosterpfarreien berufenen Beamten und Handwerker aus Westfalen, vom Niederrhein und den Niederlanden ließen die Seelenzahl dieser Gemeinden für die Zukunft anwachsen.[10]

---

[6] Die Pfarre Steuerwald wurde 1804 aufgehoben, die dort wohnenden Katholiken nach Himmelsthür eingepfarrt.

[7] NSTAH ebd. [8] NSTAH Hild. I Teil 80 Abschn. 3 Nr. 4.

[9] Bertram II S. 421 ff. Eine Übersicht über die Pfarren und deren Belehnung und Einkünfte bei der Vertreibung der stift. Regierung von 1632 s. Nieders. Landesbibliothek XXI 1269.

[10] Vgl. besonders Gatzemeier Fr., Flamländer im Stift Hildesh., i. dieser Ztschr. Jg. 1927 H. 3 S. 9-14, ferner Jg. 1928 1. Heft S. 30-35, Jg. 1930 1. H. S. 32-35, 2. Heft S. 69-72, Sippschaften aus Stadt u. Stift Hildesh. 1935. Das Kloster Lamspringe siedelte viele Handwerker an u. band sie durch ein Leibgedinge an Gemeinde u. Kloster, s. K. Stöhr: Das Kloster der engl. Benediktiner Lamspringe u. seine Bauleute i. 17./18. Jh. in „Alt-Hildesh." Jg. 1956 S. 28-37.

Es mag nun in mehrfacher Hinsicht der status animarum der Amtspfarreien interessieren, wie er sich 1670, also nach fast dreißigjähriger Wiederherstellung der Landeshoheit, uns dartut.[11]

Am ausführlichsten ist er beschrieben über die **Amtspfarrei Liebenburg** vom Amtmann J. Wittekind. Er berichtet am 21. März 1670, daß im Amte Liebenburg keine einzige katholische Pfarrstelle vorhanden sei. Im Amte wohnende Katholiken halten sich jeweils an die im Amte gelegenen Klöster, und zwar nach Ringelheim, Dorstadt, Heiningen, Reiffenberg (Riechenberg), Grauhof und Wöltingerode. Unter dem Schloß Liebenburg selbst wohnen 60 Katholiken, die sich zur Schloßkapelle halten. Wir lassen diesen Bericht hier ausführlich folgen:

Pastor ist Petrus König, Kanonikus reg. ord. sti. Aug. Herr Droste Freiherr von Fister cum prolibus masculinis sein aber itzt alle absentes.

Katholisch waren damals: Amtmann Johann Wittekind cum prolibus 7, dessen Schreiber 1, Amtsvogt Heinrich Steinbach cum uxore et liberis 9, dessen Ackerknecht 1, Untervogt Hans Osten 1, Krüger Thomas Schild 1, Hans Leineweber cum uxore et prolibus 8, Kasten Cordes 1, Stoffel Meurers 1, Wulbrand mit Weib und Kindern 5, Jürgen Brauer 1, Hans Paul 1, Gert Freytach cum uno filio 2, Rolf der Wächter cum filiis 4, Sophie Ballers 1, die Polin cum filio 2, in Levede (Lewe) auf der Ziegelhütte der Ziegelbrenner mit Weib und Kindern 5, der Ziegeldecker 1, Oberförster Gaudenz Kranz cum uxore et prolibus 3.

In den evangelischen Dörfern des Amtes wohnten folgende Katholiken:

In Beinum, Bredelem, Gr. Dörnten, Gr. Flöte, Kl. Flöte, Gitter und Handorf gar keine. In Kl. Dörnten Heinrich Stoltz mit Weib und Kindern. In Flachstöckheim die von Schwiecheld 1, die Wittib von Bauhorst cum prolibus et sorore 4, in Haverlah der Krüger cum uxore 2, in Heissum Henni Exner cum prolibus 4, in Othfresen die Krügersche cum filius et duabus ancillis, quarum una est noviter conversa, 4; in Heiningen Hans Evermann 1, in Gr. Mahner 1 Kuhhirt; in Kl. Mahner der Krüger, des Fischers Frau cum matre 2; in Kniestedt der Sekretär Nah; im Solte (Salzgitter) der Salzmeister Matthias Meurers, des Feldscheers Frau cum filio 2 und 1 Salzsieder. Die von Ringelheim und Salzgitter kommen bisweilen nach Liebenburg oder gehen ins Kloster Ringelheim.

[11] Ein liber animarum der Pfarrei Detfurth aus dem Jahre 1695 liegt vor. s. diese Ztschr. 4. Jg. 3. Heft S. 100-103, 5. Jg. 2. Heft S. 82-94, 8. Jg. 3. Heft S. 91-97.

Als Bedienstete auf der Liebenburg, die noch der Augsburgischen Konfession angehören, werden folgende angegeben:

Beim Herrn Amtmann dienende 5 Mägde und 1 Hausknecht, beim Herrn Amtsschreiber 2 Mägde, beim Amtsvogt 2 Mägde und 2 Knechte, beim Oberförster 1 Magd, beim Branntweinbrauer 1 Magd, die Rote Krügersche und 2 Töchter. Der Braumeister mit Weib, Kindern und Knecht, der Vorwerksschreiber Tobias, die Meyersche cum filia et 7 ancillis, der Schafmeister mit Weib und Kindern, dessen beide Schäferknechte mit Weib und Kindern, der Schweinemeister mit Weib und Kindern und dessen 2 Knechte, der Kuhhirte mit Weib und Kindern.

Als evangelische Haus- und Brinksitzer hat das Amt wohnen unter dem Schloß: Den Wollenweber unter dem Tor mit Frau, Meister Andres den Fischer mit Weib und Kindern, den Amtskoch mit Weib und Kindern, Gert Freitags Frau mit 2 Töchtern, Heinrich Bolens Weib mit 2 Kindern, Joachim Schlüters Frau, Heinrich Baller und Frau, Hans Wollhorn Frau mit Kindern, Meister Heinrich den Böttger mit Weib und Kindern, Christian Bolte den Schneider.

Amt Steuerwald [12]

H i m m e l s t h ü r , Pfarre und alle Eingesessenen kath., Hermann Schrader luth.

Emmerich (E m m e r k e) Pfarre und Eingesessene insgemein katholisch. Meister Hermann Martens, Balthasar Beuken, Ludolf Hamelmanns (Wittib), Hans Kindervater, Vizekanzler Hofmeister lutherisch.

Sorsumb (S o r s u m) Pfarre cum incolis katholisch. Hans Tostmann, Hans Brauns, Henni Pavell lutherisch.

G r. E s c h e r d e , Pfarre cum incolis lutherisch. Hans Linecken u. die Danzfußsche katholisch.

L. Escher (K l e i n E s c h e r d e) gehört nach Emmerich: incolae kath. Bartold Gieselmanns (Wittib), Heinrich Kuhboll, Curt Wesser luth.

G i f t e n u n d B a r n t e n filiales nach Sarstedt, incolae alle luth. In Giften Hans Schrader und Cord Schenkemeyer kath.

G r. G i e s e n , Pfarre cath., incolae similiter Melchior Dorrien, Hans Preund luth.

L. Giesen (K l e i n g i e s e n) Pfarre filialis nach Gr.Vörsten ist cath., incolae durchweg cath. Jakob Ebeling, Daniel Bortfeld, Amtmann

[12] Über die Pfarren im Amte s. besonders während der Gegenreformation NSTAH Hild. I 81 Abschn. 1 u. 82 Abschn. 1 — die Eingesessenen von H a s e d e ließen in der luth. Zeit ihre Pfarrakta in St. Michael zu Hildesheim verrichten.

Behling, Bürgermeister Storre, Melchior Curd Storren, Borchard Linkogel luth.

Arbergen (Ahrbergen) Pfarre cath., Eingesessene meist alle cath., Hans Borchers und Jochen Otten luth.

Gr. Vörste (Förste) Pfarre cath., incolae alle cath., Meister Cord Klevihausen der Müller luth.

L. Vörste (Kl. Förste) Pfarre filialis nach Gr. Förste incolae cath., Rutger Tappen luth.

Drispenstädt (Drispenstedt); Pfarre cath., Eingesessene meist cath. Hans Weikopf, Hans Hönen, Krüger oder Herr Amtmann Gehling, Christoph Sprey luth.

Bavenstede (Bavenstedt): Pfarre cath., incolae cath. Tönnies Weberge, Heinrich Klingeberg luth.

Einen (Einum): Pfarre cum incolis cath.

Bethmar (Bettmar): Pfarre cath., incolae insgemein cath. Hans Brauns, Jobst Brandes, Herr Bürgermeister Större luth.

Dingelär (Dinklar): Pfarre cath., Eingesessene meist cath. Cordt Meyer, Hans Brinkmann, Arend Kothen, Henny Köhler, Henni Flörken, Cordt Ebeling, Hans Ebeling, Borchard Tramp luth.

Kemme: Pfarre luth., Eingesessene luth.

Ahstedt: Pfarre filialis alt-luth.

Wendhausen: Pfarre luth., Incolae alt-luth., Jürgen Wolpers allein cath.

Schellerten: Pfarre luth., Eingesessene luth., Cord Brunken, Peter Voigt cath.

Elve (Dingelbe): Pfarre cath., Eingesessene meist cath., Hans Armgart, Engelke Beimes, Thiele Meyer, Jürgen Canne der Jüngere, Matthias Kohnen, Thiele Linners, Johann Ludwig Wiesenhaver, Wilhelm Bultemann luth.

Nettlingen: Pfarre luth., Eingesessene luth., Kaspar Johann Köhler cath.

Ottbergen: Pfarre cath. similiter incolae, Joachim Hartmann luth.

Wöhle: Pfarre cath., Eingesessene similiter; Hans Schwetgen, Holzförster, luth.

Farmessen (Farmsen): Pfarre filialis Ottbergen, cath., Cordt Hartmann, Heinrich Meyer, Hans Müller, Tiele Gieseken, Hans Herrmanns cath.; Heinrich Meyer, Valentin Bohlen, Hans Wulfes, Heinrich Leinemann, Heinrich Bohnen luth.

Amt Poppenburg

Hier liegt der Bericht vor unter dem 3. März 1676 vom Amtmann Dannhausen. Außer dem katholischen Gottesdienst auf dem Amthause ist im Amte weiter keine katholische Gottesdienststation. Im Amte sind 4 luth. Pfarren: Elze mit Mehle, Heyersum mit Mahlerten, Nordstemmen und Burgstemmen.

Bzgl. der auf dem Amte wohnenden Katholiken ist bereits mitgeteilt und der fürstlichen Regierung wohl bekannt.[13]

In Elze wohnen keine Katholiken, ebenfalls nicht in Nordstemmen, Heyersum und Mehle. In Mahlerten sind kath. des weil. Georg Kohnens Wittib, der Krüger Cord Friedhoff und Hans Förster, ferner ein Apostat, der ein Schuster ist.

In Burgstemmen sind kath: der Amtmann und sein Sohn Burghard, der Zöllner Johann Willerding, des Vizekanzlers Gutsherr Johann Steffen und der Kornvogt Cordt Möller, dieser aber wohnt beim Amthause.

Amt Schladen

Bericht des dortigen Amtmannes erfolgte am 25. Februar 1670.[14] Es ist nur eine kath. Amtspfarre vorhanden, die erst jüngst vom gnädigen Herrn eingerichtet ist. Auf dem Amte selbst sind keine Angesessene Augsburgischer Confession. Unter dem Amthause sind luth. der Amtsschreiber mit seiner Frau und 2 Mägde, der Kornschreiber, der Braumeister mit Familie und Knecht, der Schweinemeister mit Familie, der Gärtner, der Scheunenvogt, der Pförtner und Frau, der Kuh- und Rinderhirte mit Frau und Kindern und 2 Knechte und Mägde.

Die Dorfpfarre Schladen ist luth. Darin wohnen Katholiken: Henricus Fischer und Frau mit 2 Töchtern, 1 Sohn, 1 Knecht und 2 Mägde. Der Schäferknecht mit Frau und 3 Kindern. Jürgen Lippolsberg mit Frau und 1 Sohn, die Leinewebersche, eine alte Frau mit Tochter, und Karsten Jürgens Frau.

Burgdorf ist luth. Pfarre; darin wohnen Katholiken: der Förster mit Frau und die Krügersche. Zu Neuenkirchen, Ohlendorf, Gielde, Ohrum sind keine Katholiken.

---

[13] NSTAH in Hild. I Teil 79, 80, 81 u. 82 u. in den einzelnen Abschnitten keine Berichte von Poppenburg vorhanden.

[14] Kaufmann S. 83 ff.

Amt Bilderlah

Ist nur eine kath. Amtspfarre von Ihro Kurfürstl. Gnaden unserm gnädigsten Herrn neuerlicher Zeit erst gnädigst angeordnet, darunter keine luth. Hausgenossen vorhanden. Auf dem Amte wohnen Bediente wie folgt: Der Ökonomieverwalter Eversen mit Frau und Kindern, der Schreiber Hannemann, der Braumeister mit Frau und Kindern, der Schafmeister mit Frau und Kindern und 3 Knechten, derer 2 Frauen haben, der Schweinemeister mit Frau und 2 Knechten, der Amtsmüller mit Frau und 1 Sohn, 1 Jungen und 2 Knechten, der Scheunenvogt mit der Frau und 1 Tochter, der Wächter, 6 Knechte, 4 Jungen, 5 Mägde, der Kuhhirte mit Frau und Kindern, und der Rinderhirt und Frau.

Gr. Rhüden: luth. Pfarre. Darunter befinden sich Katholiken Heinrich Mertens mit seiner Frau und 6 Kindern und 1 Drechsler.

Zu Dahlum ist eine luth. Pfarre, aber kein Katholik.

Amt Hunnesrück (Dassel)

Amtmann Friedrich von Larsberg beantwortet das Ausschreiben am 16. Februar 1670. Im Amte sind keine kath. Pfarren vorhanden, aber 7 luth. Pfarren, und zwar Dassel, Markoldendorf, Amelen, Ellensen, Sievershausen, Hilvershausen und Mackensen. Es kommen nach Dassel zum kath. Gottesdienst: der Stadtvogt Andreas mit seinen 3 Söhnen, der Amtsschreiber mit Weib und Kindern, die Wittib Dirks, Hans Biermacher, der junge Wißbine, Christoffel Jung mit seiner Mutter, und der alte Johann, ein gewesener Soldat; nach Eilensen der Amtsvogt Christian Ostfeld samt seiner Frau; nach Sievershausen der Bürgermeister Jürgen Linnemann, Heinrich Appel und seine Frau und der Förster Dietrich Mengersen und Frau; nach Mackensen der Förster Walter Wünsch mit seiner Frau, des Müllers Heinrich Bartens Frau und Christian Niemeyer mit Frau.

Amt Gronau [15]

Beantwortung unter Schreiben vom 6. Februar vom Amtmann Augustinus Otto. Im Amte ist keine kath. Pfarrei vorhanden. Es sind nur zwei luth. Pfarren, und zwar in der Stadt Gronau und in Eberholzen. Im Amte wohnen nur wenig Katholiken. In Gronau: Amtmann Otto mit Frau und 2 Töchtern, der Feldscheer Dominikus Mailhors mit

[15] S. Engfer, H., Gesch. d. Kath. Pfarrgemeinde u. des Dominikanerklosters Gronau (Hann.) 1957 S. 27 ff.

Frau und 3 Söhnen und 2 Töchtern und Henning Hollen, ein gewesener Soldat mit Frau und 3 Söhnen.

Zu Eberholzen wohnt als Katholik nur Hans Harssen, der Förster.

Amt Peine [16]

In der Vogtei Dungelbeck ist keine kath. Pfarre. Es sind vorhanden 7 luth. Pfarren, in denen 10 Katholiken wohnen. In der Vogtei Rosenthal ebenfalls 7 luth. Pfarren mit 10 Katholiken. In der Hofmeisterei 2 luth. Pfarren und 3 Katholiken. In der Vogtei Hohenhameln ist keine kath. Pfarre, wohl eine kath. Kapelle, und 3 luth. Pfarren, in denen 90 Katholiken wohnen. In der Stadt Peine halten sich ungefähr 90 Personen zur Schloßkapelle auf Haus Peine. So sind etwa um 200 Katholiken im Amte Peine.

Amt Winzenburg

Das bischöfliche Ausschreiben beantwortet der Amtmann Kaspar Westerhoff am 31. Januar 1670. Die einzige kath. Pfarre im Amte ist Hasekenhausen, nunmehr Winzenburg. Darunter sind gesessen als luth. Eingepfarrte: Der Oberdeichmüller Daniel Wedemeyer, der Niederdeichmüller Hermann Wedemeyer, der Schweinemeister und die Scheunenmagd.

Als luth. Pfarren sind im Amte: Everode, darinnen als kath. Eingesessene: der Förster Kaspar Udenwald, der Schmied Georg Heufel, der Koch Hans Hengelein, Meister Berndt Eichholz, und eines Schneiders Hausfrau. Diese sind sämtlich Konvertenten.[17]

Klein Freden ist kath.: der Vogt Heinrich Rühners, ein Konvertit; in Ohlenrode: der Hausling, so ein Schuster namens Lubertus in des Klosters St. Godehard Zehntscheune dort wohnend.

In Wetteborn ist kath. Johann Philipp, ein Halbspänner für seine Person.

In Adenstedt ist kath.: der Vogt Joachim Franz und Hans Kochs Wittib, eine Altmutter; in Sibbesse: Melchior Flöckher, ein konvert. Forstschreiber; in Westfeld: Bernd Westphale, ein konvert. Förster, und Ackermann Johann Georg Condrup; in Breinum: Andreas Poussion, ein konvert. Lothringer; in Barfelde: der Vogt Johann Sarstedt, ein Vollspänner und der Untervogt Hermann

[16] Die Nachrichten aus diesem Amte müssen als recht summarisch angegeben betrachtet werden.

[17] Über die Konversionen s. Kirchenbucharchiv Hild. / Register Winzenburg.

Kok. In Bethel n der Gogrefe Heinrich Holzkampf, Halbspänner. Auch unter den luth. Pfarren zu Langenholzen und Eitzum wohnen noch Katholiken, welche von den Gerichtsherren zu benamsen sind.[18]

Von den Ämtern Ruthe, Steinbrück und Vienenburg liegen keine Berichte vor. Sicher haben auch dort schon 1670 Pfarren in den Amtshäusern bestanden.[19] In Ruthe wurde 1667 eine Kapelle gebaut, die aber bald zu klein war und erweitert werden mußte.[20] Die Pfarre war ebenfalls damals schon dotiert.[21]

Vergleichen wir noch kurz diesen Status von 1670 mit dem Seelenregister, das 1703 angefertigt wurde, so ergibt sich, daß das kath. Bekenntnis in den Amtspfarreien konstant geblieben ist.[22] So weisen die genannten Ämter 1703 folgende Zahlen auf: **Amt Bilderlah** 1575 Einwohner (E) mit 31 Katholiken (K); **Gronau** 70 K.; **Hunnesrück** (Dassel) 46 K.; **Peine** in der Vogtei Hohenhameln 836 E., 96 K.; die Stadt Peine mit dem Damm 96 K., im übrigen Amte Peine unter 2432 E. 32 K.; **Poppenburg** 1295 E., 195 K.; **Schladen** 952 E., 74 K.; **Steinbrück** 96 K. Das **Amt Steuerwald** ist überwiegend katholisch. **Vienenburg** 671 E., 29 K. Die beiden großen Ämter Winzenburg und Wohldenberg weisen relativ die wenigsten Katholiken auf. **Winzenburg** mit 2229 E. hat 184 K. und, außer der Amtspfarrei, noch die Klosterpfarrei Lamspringe und die 1693 vom Domherrn Franz Dietrich Beissel von Gymnich gegründete Pfarre Westfeld mit 18 K. Das Amt **Wohldenberg** zählte 2839 E. und 160 K. In dem Amte **Marienburg** waren die Pfarreien überwiegend katholisch. In Söhre waren 5 ev. Familien und 2 Mischehen, in Diekholzen ebenso; in Egenstedt 1 ev. Familie, in Ochtersum 1 ev. und 2 Mischehen, in Gr. Düngen 1 ev. Familie und 5 Mischehen, in Kl. Düngen 2 ev. und 3 Mischehen, in Hockeln 1 Mischehe, in Wesseln 5 Mischehen, 2 ev., in Dethfurth 1 ev. und 1 Mischehe.

So haben sich die alten Amtspfarreien seit ihrem beinahe 300jährigen Bestehen in ihrer Struktur in alter und neuer Diasporasituation durchaus als lebensfähig erwiesen. Was wenige Familien durch Generationen und Jahrhunderte an Bekenntnismut und Glaubenstreue bewiesen haben, läßt sich allerdings nicht statistisch einfangen. Sie sind das ungesungene Hohe Lied der Treue in unserer Diözesangeschichte.

---

[18] In Langenholzen hatte das Domkapitel das sog. höhere Hägerricht inne, in Eitzum war der Domdechant Gerichtsherr. [19] Bertram III S. 71 ff.

[20] Amtmann und Pfarrer von Ruthe berichten, daß sie die Kapelle „aus dem wenig der Zeit gleichsamb hingeplackt haben" und noch erweitert werden muß. — NSTAH Hild. I — 80 3. Abschn. Nr. 148. [21] S. Kaufmann S. 81.

[22] NSTAH Hildesheim Des 1, 76 Teil 1 Nr. 1, ferner noch Gebauer, J., Die ersten Volkszählungen im Fürstentum Hildesheim i/Hann. Magazin 1 (1925) S. 17 ff.

Hochstiftische und domstiftische Baumeister des Barock im Fürstbistum Hildesheim

Von Dr. phil. K. C. Stöhr, Hannover

In den deutschen Territorien des 17. und 18. Jahrhunderts hatte sich im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus mehr und mehr eine zentrale Landesverwaltung herausgebildet mit einem wachsenden Beamtenkörper für die mannigfachen Aufgaben der Regierung. Das Zeitalter des Barock, wie wir diesen Zeitabschnitt vom Standpunkt der Kunstgeschichte aus nennen, war eine sehr baufreudige Zeit. Nichts diente im Innern des Landes so sehr dem Ansehen des Fürsten wie die Pflege der Architektur, der königlichen Baukunst. So ergab sich für die zentrale Landesverwaltung auch die Notwendigkeit, eine oberste Baubehörde einzurichten. Im Kurfürstentum Hannover tritt diese Institution mit Beginn des 18. Jahrhunderts immer deutlicher in Erscheinung. Der Staatskalender nennt fortlaufend für die einzelnen Jahre die Angehörigen dieser Behörde. Sie nimmt offensichtlich an Größe und Bedeutung zu.

Hochstiftische Baumeister

Im Fürstbistum Hildesheim ist seit 1727 die Einrichtung einer fürstlichen Bauinspektion nachweisbar. In den Rechnungen der Fürstl. Hofkammer wird 1727 zum ersten Mal das Gehalt eines Hofbauinspektors ausgeworfen.[1] Es ist Joseph Hackel. Auch die „Specificatio aller Ämterbaukosten", die auf Ihro Kurfürstl. Durchlaucht gnädigsten Befehl seit 1725 angelegt ist und in der, nach Ämtern geordnet, Jahr für Jahr die Baukosten für Amtshäuser, Amtskirchen (z. B. Wohldenberg), Brückenbauten usw. aufgeführt werden, nennt 1727 „den neuverordneten Bau-Inspektor" Joseph Hackel.[2] Zu diesem Zeitpunkt kommt auch der Name des Majors Schluen gelegentlich vor, auf dessen Anordnung Amtsausbesserungen in Ruthe und auf dem Wohldenberg durchgeführt werden.

[1] Hild. Des. 1, 26. Teil Nr. 31 a, 1727. [2] Hild. Des. 1, 26. Teil Nr. 33.

1724 war Clemens August aus dem Hause Wittelsbach zum Bischof von Hildesheim erhoben worden. Er war Kurfürst und Erzbischof von Köln, Bischof von Paderborn und Münster. Seine Regierungszeit — er starb 1761 — ist gekennzeichnet durch prächtige Schloßbauten in Bonn, Paderborn, Arnsberg, im Emsland und im Bistum Hildesheim.[3] Es war wohl ganz natürlich, daß dieser baufreudige Fürst Baumeister aus seiner bayrischen Heimat nach sich zog, zumal in Süddeutschland der Barockstil zu hoher Vollendung gekommen war.

Eine dieser bayrischen Baumeisterfamilien ist die Familie Köppel, die wir nach 1724 im Bistum Hildesheim, aber auch im Bistum Paderborn vorfinden. In Neuhaus bei Paderborn baute Clemens August ein prächtiges Schloß. Noch heutigen Tages findet sich an der Kirche von Neuhaus ein gut erhaltener Grabstein, der deutlich lesbar den Namen Köpfle trägt, dazu ein Wappen mit den Attributen des Baumeisters, Zirkel und Winkelmesser. Auch im Kirchenbuch von Neuhaus kommt der Name Köpfle 1734 vor.[4] Übrigens ist Neuhaus vor einigen Wochen in „Schloß Neuhaus" umbenannt worden.

Im Bistum Hildesheim ist bisher der Name des Baumeisters **Daniel Köppel** bekannt, als Schwiegersohn des Architekten der Grauhofer Klosterkirche, Mitta, und als Erbauer der Stephanikirche in Goslar (1728) sowie der Kirche von Gr. Düngen (1733). In allen Fällen sind urkundliche Belege vorhanden.[5] 1732 bewirbt sich Daniel Köppel beim Hildesheimer Domkapitel als domkapitularischer Baumeister. Seine Bewerbung kommt aus Hannover, von wo er schreibt, schon lange wäre es sein Wunsch gewesen, in den Dienst des Hildesheimer Kapitels zu treten. Er erbittet das Privilegium, das Kapitel möge ihm alle anfallende Bauarbeit in den domkapitularischen Ämtern und in der Dompropstei übertragen. Köppel wird im gleichen Jahr bestallt, allerdings ohne die weitgehende Vollmacht, die er erbeten hatte.[6] Er baut im nächsten Jahr die Kirche von Gr. Düngen. Auch die Kirche von Dinklar wird von ihm 1733 bis 1737 errichtet sein. Doch schon 1737 bekommt er in Martin Jochen einen Nachfolger.

Anders steht es mit **Jürgen Köppel,** auch Köpfel oder Keppel geschrieben. 1728 wird er durch ein Leibgeding auf Lebenszeit beim Kloster Lamspringe als Baumeister auf dem Klosterhofe be-

---

[3] Bertram III S. 152.

[4] Mitteilung v. Baurat Michels, Paderborn, v. 27. 7. 57, ders. in „Westf. Volksblatt" v. 6. 2. 1951.

[5] Kunstdenkm. des Landkreises Hildesheim S. 36 bzw. Mitteilung Pfarramt Gr. Düngen.

[6] Hild. Des. 2 G XXII, deshalb kaum Erbauer der Kirchen in Borsum und Groß-Algermissen, wie Henkel meint.

stallt.[7] Dort ist er 1731 am Bau des Abteigebäudes beteiligt. Fast fünfzig Jahre ist er in Lamspringe nachweisbar. 1766 weist er anläßlich einer Bewerbung beim Hildesheimer Domkapitel darauf hin, daß er lange Jahre an „unterschiedlichen hohen Orten" des Stiftes zur Freude aller gebaut habe, worüber er die schönsten Attestata vorlegen könne. Leider nennt er die hohen Orte nicht im einzelnen. Die Bewerbung führte übrigens zu keinem Erfolg, obwohl er ausdrücklich betont, er wolle seine in Lamspringe gelegenen Güter verpachten, nach Hildesheim ziehen, um jeder Zeit dort anwesend zu sein.[8] 1775/76 finden wir ihn wiederholt auf der Reise von Lamspringe in das Amt Liebenburg, wo er z. B. mit dem Beinumer Zehnt des Klosters Lamspringe zu tun hat, über den er regelmäßig in Lamspringe abrechnet. 1776 ist er auch mit dem Nachlaß des in Vienenburg verstorbenen Pastors Meyer beschäftigt.[9]

Es erwächst nun die Aufgabe, die „hohen Orte" zu ermitteln, an denen Jürgen Köpfel tätig gewesen ist. Direkte Hinweise fehlen. 1740-1742 ist Köppel zusammen mit dem Lamspringer Baumeister Konrad Stöer in der Lage, an ihre Mitbürger mit Hilfe von Obligationen 1100 Taler auszuleihen.[10] Eine außerordentlich hohe Summe! Vergleichsweise sei gesagt, daß die Gesamtkosten der 1727 errichteten Schloßkirche auf dem Wohldenberg 220 Taler betrugen.[11] 1742 ist Schloß Söder errichtet. Im gleichen Jahr ist Köppel in so ungewöhnlich guten Verhältnissen. Jobst Edmund v. Brabeck, Herr auf Söder, ist auch Drost auf der Liebenburg. Der Name dieses Liebenburger Drosten kommt in geschäftlichen Dingen auch in den Amtshandlungsbüchern des Klosters Lamspringe 1737 vor.[12] Ohne jeden Zweifel kannte Jobst Edmund v. Brabeck den Baumeister Köppel von Lamspringe persönlich, zumal das finanziell gesunde Kloster mit seinen reichen Mitteln der größte Bauunternehmer im südlichen Stiftsgebiet war. Auch die Familie v. Brabeck war finanziell außerordentlich gut gestellt und konnte sicher zum Bau der Liebenburg beisteuern. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Jürgen Köpfel an diesem Bau beteiligt war. Aus bruchstückweise erhaltenen Abrechnungen des Klosters Lamspringe ist zu ersehen, daß er in den Jahren 1775/76 häufig im Amt Liebenburg gewesen sein muß.[13] So wird es sich wohl

---

[7] Alt-Hildesheim 1956 S. 31. [8] Hild. Des. 2 G XXII.
[9] Hild. Des. 3, 11 Nr. 1 f. Die fürstl. Hofkammerrechnungen weisen 1774/75 dem Amtsrat Klenze zur Liebenburg 647 Taler betr. Baukosten an. 1776 werden dem Amtsrat Schrader in Liebenburg 1718 Taler, 3 Groschen, 6 Pfennig an Baukosten von Hildesheim überwiesen.
[10] Alt-Hildesheim 1956. [11] Hild. Des. 1, 26. Teil Nr. 33 Wohldenberg.
[12] Hann. 94, 3 AI Nr. 2 1737. [13] Hild. 3, 11 Nr. 1 f.

hier mit der Liebenburg um einen der „hohen Orte" handeln, wo er nach seinen eigenen Worten tätig gewesen ist.

Schon 1856 ist von seiten des Amtes selbst die Frage aufgeworfen worden, wer der Baumeister ist. Die Frage des Amtes nach Rissen und Zeichnungen wurde von den Archiven Hannnover und Wolfenbüttel verneint. Auch Akten seien dort nicht vorhanden (1856!). Die Domänenkammer schickte mit der Bitte um Rückgabe Akten betr. Bauabrechnungen über Amts- und Ökonomiegebäude nach Liebenburg, und zwar speziell für die hier in Frage kommende Zeit von 1750-1760. Leider konnten diese noch nicht wieder aufgefunden werden.

Domarchivar Kratz stellte zur gleichen Zeit Nachforschungen in Hildesheim an. Er berichtet auf Grund vorhandener Rechnungen, das Gebäude von 1750 sei durch Kurfürst Clemens August zur Zeit des Drosten Jobst Edmund v. Brabeck als „Baudirektor" und des Linden als „Bauinspektor" aufgeführt worden.[14] Nach den Forschungen von Gatzemeyer handelt es sich bei Peter Franz Linden um den Sohn eines Lippischen Rates, der als Sekretär dem Drosten v. Brabeck zur Seite stand.[15] Es kann sich bei ihm nur um den Bauschreiber handeln. Ein Blick auf seine Sippschaftstafel zeigt, daß er Angehöriger einer reinen Beamtenfamilie war. Berufe wie Amtsschreiber, Amtmann kommen häufiger vor. Mithoff kann schwerlich im Recht sein, wenn er Linden „Baumeister" nennt.[16] So wäre es aus chronologischen und landschaftlichen Gründen durchaus möglich, in Jürgen Köpfel nicht nur den Baumeister von Lamspringe, vielmehr auch einen der Baumeister von Söder und Liebenburg zu sehen.

Für die 1770 neu errichteten Amtsgebäude auf der Domäne Winzenburg finden wir häufig den Namen des Maurermeisters **Anton Wendt** erwähnt; unter anderem erhält er 1771 „in ferneren Abschlag seines Accords" 2031 Taler.[17] Auch diese Gebäude sind heute nicht ohne kunsthistorischen Wert.[18] 1770 werden Wendt 330 Taler angewiesen „behuf völliger Verfertigung der Brücke zu Gr. Freyden". 1775/76 erhält er für „gebaute Schreibstube" am Collegium Josephinum 359 Taler. Zu dieser Zeit arbeitet er auch an der Fürstlichen Residenz.[19] 1801 bewirbt er sich in Hildesheim um die nach dem Tode von Pelizäus freie Bauverwalterstelle.[20] Die beiden letzten Inhaber waren immerhin Hofkammerräte gewesen. Er wendet sich schriftlich an einen Förderer und Freund im Kapitel und meint, er könne dem Kapitel vorzüglich nützlich werden, da seine große praktische Erfah-

---

14 Hann. 74 Liebenburg I Nr. 56.
15 Gatzemeyer I S. 171.
16 Mithoff S. 197.
17 Hild. Des. 1, 26. Teil Nr. 31a.
18 Kunstdenkmäler Alfred S. 290.
19 s. Anm. 17.
20 Hild. Des. 2 G XI Nr. 9.

rung auf allen Gebieten der Baukunst im Stift Hildesheim und weiter darüber hinaus bekannt sei. Wendt macht allerdings eine Einschränkung hinsichtlich seiner Fähigkeit: „daß man mich mit der Rechnung zu führen gänzlich verschone." Die wirklichen Praktiker des Baus hatten keine Verwaltungserfahrung und waren in den Fragen der Rechnungsführung nicht geübt. Andererseits hatten Leute wie Pelizäus oder Hofkammerrat Schuppen nicht die Praxis eines Baumeisters.

Unter den fürstlichen Baubeamten ragt **Höfer** seit 1750 hervor. Auf ihn geht das prächtige Jagdschlößchen R u t h e und die dortige Amtskirche zurück, beides 1891 verbrannt.[21] Maßgeblich waren Höfer und vor ihm Wehmer unter Clemens August am Umbau der „Kanzlei" oder Residenz beteiligt. Beide waren ihrer Herkunft nach Landmesser, wahrscheinlich ehemals Offiziere. Von beiden bewahrt das Kartenverzeichnis eine größere Zahl eigenhändig gezeichneter Landkarten auf.[22] Von Wehmer wissen wir auch, daß er 1739/40 das Amt Liebenburg vermessen hat. Beide haben übrigens auch Entwürfe für das Amtshaus Ruthe geliefert, die gleichfalls erhalten geblieben sind. So haben die Entwürfe den Schloßbau überdauert.

Schließlich auch ein Wort über den fürstbischöflichen Brückenbau. Hier sind die Landbaumeister wie Höfer — ihrer Herkunft nach Landmesser und wahrscheinlich Ingenieuroffiziere — in ihrem eigentlichen Element.[23] Die Register der fürstlichen Hofkammer weisen namhafte Beträge hierfür aus, 1752/53 für die Leinebrücke in Poppenburg 4000 Taler. Gerade an diesem Brückenbau ist Höfer längere Zeit tätig. In ähnlicher Weise arbeitet Wegebaumeister Müller an der Okerbrücke in Schladen, Baumeister Wendt an der Leinebrücke in Gr. Frehden. Für die Brücke zu Ruthe werden 1741 an Pachtgeldern 2627 Taler einbehalten. Die Bischöfe als Landesherrn müssen auch diesem Handel und Wandel dienenden Verkehrsproblem ihre Aufmerksamkeit schenken.

Die Erhaltung des Domes und der domstiftischen Gebäude.

Der zweite Teil dieser Darstellung soll dem domkapitularischen Bauamt, dem „officium fabricae et curiarum" gelten, dessen Tätigkeit wir schon oben gestreift haben. Die bauliche Erhaltung des Domes, der Kurien und Amtsgebäude in den domkapitularischen Ämtern Marienburg, Wiedelah und Steinbrück war spezielle Aufgabe dieses Offi-

---

[21] Kunstdenkmäler Lk. Hildesheim S. 58 ff.
[22] Karten-Rep. Staatsarchiv Hannover.
[23] Hild. Des. 1, 26. Teil Nr. 31a (Kammerregister).

ciums. In den Akten tritt es uns ca. 1600 entgegen.[24] Wahrscheinlich ist diese Institution jedoch älter. An der Spitze dieses Amtes steht der „fabricator", 1616 Domherr von Loe, 1624 Domherr v. Brümmer. Ihre Aufgabe ist es, auf alle kirchlichen Gebäude, die in den Bereich dieses Officiums gehören, fleißig zu achten, sie rechtzeitig zu inspizieren und jeden Schaden „an Grund und Fächern" fernzuhalten. Dabei dürfen Reparaturen, die 20 Gulden überschreiten, nur auf speziellen Befehl des Kapitels durchgeführt werden. Das Amt soll auch darauf achten, daß die Bewohner kirchlicher Gebäude dieses in „gutem Dach und Fach" verwahren. Besonders ist auf das regelmäßige Fegen der Schornsteine zu achten, um Feuersgefahr fernzuhalten. Deshalb müssen lederne Eimer, Feuerhaken und ähnliche Utensilien ständig bereit gehalten werden. Die zu diesem Zweck der baulichen Erhaltung eigens bestallten Meister (Zimmer-, Maurer-, Tischlermeister) sollen bei gutem Wetter und zur Sommerszeit diese Arbeiten „in Achtung nehmen". Die Meister sind zugleich dem Kapitel „eidlich verwandt". **Einmal im Jahre sollen sämtliche kirchlichen Gebäude inspiziert werden,** und zwar alle Kurien der Kanoniker, Vikare, Lektoren. Aufgabe des Fabrikators ist es auch, Bretter, Latten, Kalk, Blei, Kupfer, Steine, kurz alle Baumaterialien, einzukaufen, wohl aufzubewahren, auch soviel dessen in Vorrat bleibt, bei der Abrechnung zu gedenken. Ohne Spezialbefehl des Kapitels darf von diesem Baumaterial nichts ausgeliehen werden. Besondere Obacht soll der Fabrikator auf das unordentliche Bauen haben, wegen der vielen Unkosten.

Hier tritt zum ersten Male die Frage der Unkosten und damit die Frage der Finanzierung der Bauarbeiten und Baureparaturen auf. Eine anscheinend recht alte Bestimmung regelt die Einnahmen des Fabrikators. Die ehemals leibeigenen Bauern, die sich in der Stadt aufhalten, sollen zur „Erkaufung ihrer Freiheit" durch den Fabrikator angehalten werden. Die hierdurch anfallenden Gebühren gehören dem Fabrikator. Wie wir jedoch gleich sehen, wird diese Bestimmung seit 1683 durch eine andere ergänzt. Übrigens gehört auch die Pflege der kirchlichen Paramente und Sauberhaltung der kirchlichen Wäsche zu den Obliegenheiten dieses Officiums.

Es ist einleuchtend, daß der Fabrikator allein diesen vielen Aufgaben nicht gewachsen ist. Deshalb soll er das Recht haben, sich einen Substitut zu nehmen. Aus diesem Substitut entwickelt sich das Amt des Bauschreibers, der uns 1683 zum ersten Male entgegentritt. Seine Hauptaufgabe ist die Führung der Geldregister über die Geld- und

[24] Hild. Des. 2 G XI (Bauverwalter).

Kornabgaben der Bauern, die dem v. Brabeckschen und v. Rintorfschen Register pflichtig sind. Der Bauschreiber ist verpflichtet, diese Abgaben selbst einzutreiben. So ist der Bauschreiber eine sehr wichtige Person im Amt. Der Bauschreiber wird für die Geld- und Korneintreibung bei den „Kolonen" mit allen Vollmachten ausgestattet. In dem v. Brabeckschen und v. Rintorfschen Register sind also die Bauern zusammengefaßt, die das Bauamt finanziell erhalten.[25] Zu den weiteren Pflichten des Bauschreibers gehört die Führung der Protokolle bei den Baubesichtigungen, zu denen die vom Kapitel bestallten Baumeister hinzugezogen werden. Das Ergebnis dieser Besichtigung faßt der Bauschreiber zu einer Relation an das Kapitel zusammen. Auch die Abrechnung mit den Meistern ist seine Aufgabe.

Ganz besonders soll es Aufgabe des Bauschreibers in Verbindung mit den Baumeistern sein, die Domkirche „in Bau und Besserung zu erhalten". Sind bei einer Besichtigung, bzw. auf Grund einer Relation, an das Kapitel Schäden an der Domkirche namhaft gemacht worden, so entsendet auch das Kapitel Deputierte, um in Verbindung mit den Bau- und Zimmermeistern eine Besichtigung vorzunehmen und das Nötige zu veranlassen.

Der Name des ersten Bauschreibers, der in den Akten vorkommt, ist **Heinrich Mützen,** 1683; dann folgen: 1724 **Kelling,** 1733 **Bernward Schuppe,** der das Amt Jahrzehnte ausübt und uns als Hofkammerrat begegnet. Beworben hat sich auch Baumeister Wendt, den wir schon oben nannten.[26] 1801 wird Hofkammerrat Holsch zum Bauverwalter bestallt. Als vereidigte Bausachverständige werden die Baumeister **Joseph Stöhr** und **Seuffer** in Pflicht genommen.[27]

Die finanzielle Grundlage des Bauamtes war seit 1802 erschüttert. Die Säkularisation und Aufhebung des Hochstiftes ließ auch die finanziellen Einnahmen entschwinden. Die Klosterkammer ist erst 1818 gegründet; in der Zwischenzeit bestand eine preußische bzw. hannoversche Stiftsgüterverwaltung. So war es für die domstiftischen Baumeister nicht ganz leicht, unter diesen Verhältnissen zu ihrem Geld zu kommen. Bei der Reparatur der Beroldingischen Kurie am Pfaffenstieg, bei den ersten Überholungsarbeiten auch der St.-Godehardi-Kirche (Türme, Pfarrhaus) entwickelte sich jedesmal ein Aktenvorgang; und der Receptor der Stiftsgüterverwaltung erklärte dem Bauunternehmer Stöhr mit niedersächsischer Gelassenheit: „Eck hebbe kein Geld".[28] Schließlich wurde in beiden Fällen doch gezahlt. Als 1812/13 der spätere Bischof Osthaus — er war damals Domänen-Admini-

[25] Hild. Des. 2, G XI. [26] ebenda Nr. 9.
[27] Hild. Des. 2 G XXII Nr. 1 f. [28] Hann. 80, Hild. I, O Nr. 1946.

strator — die Streckersche Kurie an der Kreuzkirche als Domänen-Adminstration umbauen ließ, war nunmehr in der französischen Zeit der Oberingenieur des Oker-Departements in Braunschweig, **Krahe,** zuständig. Domänenadminstrator Osthaus teilte ihm 1813 mit, daß die von dem „Entrepreneur" Stöhr dahier liquidierten Kosten auf den Staatsschatz ordonnanciert sind. Schwierigkeiten in der Auszahlung hat es nicht gegeben. [29]

Die bislang älteste Bestallung eines domkapitularischen Bau- und Zimmermeisters, die in den Akten nachgewiesen werden kann, ist die von dem Zimmermeister **Ludolf Jean,** 1681. Sie ist ausgestellt von Domdechant, Scholaster, Senior und sämtlichen Kapitularen der Hohen Stiftskirche zu Hildesheim und im Original mit Unterschrift des Meisters und Siegel der Domkirche versehen.[30] Bei seinem 1707 erfolgten Tode richtet die Witwe eine Supplik an das Kapitel, man möge ihr die Arbeit noch einige Zeit lassen, weil ihr verstorbener Mann sich alle zum Kirchen-Turm- und Häuserbau nötigen Gerätschaften und das Handwerkszeug mit großen Kosten angeschafft habe. Sie habe auch eine gute Quantität Eichenbauholz in Vorrat und die besten Bauleute noch an der Hand. Mit Sicherheit können wir deshalb annehmen, daß Meister Ludolf Jean an den Kirchenbauten des Stiftes zwischen 1681 und 1707 beteiligt war. Übrigens wird sein Name auch Jahn geschrieben. Doch im gleichen Jahr wird Meister **Berndt Becker** zu seinem Nachfolger ernannt.[31] 1714 bis 1730 übt **Michael Hartwig** das Amt aus. Aus einer 1717 durchgeführten Bauinspektion von Hofkammerrat Kemna ersehen wir, daß Hartwig die Kirche zu Bilderlahe der Baukunst und den Rissen gemäß gebaut hat.[32] Michael Hartwig richtete 1718 das Gerüst des Domvierungsturms auf. Man übertrug ihm auch die Verfertigung der Dächer der Kapellen, nachdem er mit einem Hammer- und Kupferschmied aus Goslar zur Kupferdeckung der Kapellen einen Überschlag auf 3208 Taler gemacht hatte.[33] **Johann Heinrich Müller** ist 1730 Nachfolger und übt das Amt lange Zeit aus. In erster Linie ist er jedoch Wegebaumeister.[34] **Joseph Mehler,** der als Fürstl. Hofzimmermeister im Dienste der Hochstiftischen Bauverwaltung steht, weist darauf hin, daß er die Reparatur der Amtskirche in Steinbrück 1749 durchgeführt hat. Wir finden ihn auch bei der Leinebrücke in Poppenburg beschäftigt.[35]

1776 verdient Kunsttischlermeister **Joachim Wittenberg** genannt zu werden, der im gleichen Jahr als domkapitularischer Meister bestallt

---

[29] Hann. Des. 94 G I B Nr. 4, Seite 10 u. S. 13. [30] Hild. Des. 2 G XXII Nr. 2a.
[31] ebenda Nr. 2b. [32] ebenda Nr. 2c. [33] Alt-Hildesheim N. 9, S. 24.
[34] Jager: Straßen u. Straßenwesen im Fürstbistum S. 90.
[35] Hild. Des. 7 G XXII Nr. 2e.

wird. Nach dem Tode seines Vorgängers Lackmann bewirbt er sich von Schloß Söder aus, wo er lange Jahre im Dienste der Drostin von Brabeck seine Profession ausgeübt hat. Die Einsamkeit, in der er in Söder wohnt, verursacht nach seinen Worten, „daß niemand hier einen geschickten Meister sucht". Dabei hat er als Hofschreinermeister in Mainz, Trier, Koblenz und Mannheim gearbeitet. Er ist jedenfalls ein Mann von Geschick und großer Erfahrung.[36]

Die domkapitularischen Maurermeister sind zum Teil von mir schon genannt: Daniel Köppel 1732, Martin Jochen 1737. Conrad Bormanns Witwe darf die von ihrem Mann beim Dom und am Choralenhaus in der Burgstraße begonnenen Arbeiten zu Ende führen. 1741-1766 ist **Caspar Bormann** bestallter Meister des Kapitels.[37] Wichtige Aufschlüsse über Tätigkeit im Hochstift geben auch verschiedene Bewerbungen.

1741 sagt **Franz Charinger** aus, er sei als Steinhauermeister bei dem Bau zu Harsum in Steinhauerarbeit gebraucht worden, auch in den Braunschweigischen Ämtern Seesen und Luttrum habe er die sehr schwere Wassermaurerarbeit verfertigt.[38] Im gleichen Jahr hebt Meister **Severin** aus Hildesheim hervor, er habe das Kapuzinerkloster (Priesterseminar) in Hildesheim errichtet, dazu das Kloster Escherde und das Brauhaus am Godehardikloster.[39] 1766 hat **Joh. Christian Meyer** bei glühender Hitze auf dem Domhof einen Schmelzofen zum Glockenguß errichtet. Auch er ist bestallter Meister des Kapitels, stirbt jedoch im gleichen Jahr.[40] **Joseph Bartoldi** hat seit 1756 über 10 Jahre bei Erbauung verschiedener Schlösser und anderer „kostbarer" Gebäude mitgewirkt, z. B. beim Sültebau in Hildesheim.

Für das heutige Hildesheim ist der stilvolle Turm der St. Mauritiuskirche ein Symbol des Barockzeitalters, das uns unversehrt erhalten geblieben ist. Der Riß des Turmes stammt von dem hochstiftischen Bauinspektor **Pelizäus.** In einer Sitzung des Kapitels der Stiftskirche St. Mauritius am 24. 7. 1764 „produzierte der Fabrikator Kanonikus Call den vom Herrn Pelizäus gemachten Riß: welcher von beiden Formaten zu bewilligen gefällig sein möge. Beschlossen wurde, das Format mit der Laterne anzunehmen".[41] So ist der hochstiftische Bauinspektor Pelizäus Architekt des Kirchturms von St. Mauritius, eine Tatsache, die wohl bislang weitgehend vergessen war. 1769 führte Pelizäus auch die Bauaufsicht über die von Meister Wendt errichteten Amtsgebäude zu Winzenburg.

---

[36] ebenda Nr. 4a.
[37] ebenda Nr. 1c.
[38] ebenda Nr. 1 (Bewerb.).
[39] ebenda Nr. 1 (Bewerb.).
[40] ebenda Nr. 1d.
[41] Hild. Des. 4 Protokolle N. 37, 1764.

Der Vollständigkeit halber sei zum Schluß auf die barocke Stuckbekleidung des Hohen Domes hingewiesen, wie sie in der Regierungszeit des Fürstbischofs Clemens August v. Bayern zwischen 1727 und 1734 durch die beiden Italiener Michael Caminada und Carlo Rossi durchgeführt worden ist.

Die Spiegeldecke des Domes wurde zur gleichen Zeit mit großen Ölgemälden geschmückt, deren Ausführung das Domkapitel dem Hofmaler Bernardini übertragen hatte.

Ganz besonders schätzte Bertram die Ausmalung des Rittersaales, wie sie von dem aus Bayern stammenden Maler Gregor Winck durchgeführt worden ist. So trug das Innere des Domes bis zu seiner Zerstörung den Charakter eines bewohnten Festsaales.

Schließlich sollen hier noch die Architekten **Vicken,** Sudfeld, und **Josef Crotogino** genannt werden, von denen der erstere 1718 an der Neuerrichtung des Vierungsturms des Domes beteiligt war, während Crotogino, Hofbaumeister in Hannover, der Überlieferung nach 1700 der Erbauer der alten Brabeckschen Kurie auf dem Domhof, später Wohnung des Bischofs, gewesen ist.[42]

Quellen:

Niedersächsisches Staatsarchiv Hannover:

Rechnungen der Fürstl. Hofkammer: Hild. Des. 1, 26 Teil, Nr. 31a.

Domstiftische Bauverwaltung: Hild. Des. 2, G XI; Hild. Des. 2, G XXII.

Literatur:

Bertram, Adolf: Geschichte des Bistums Hildesheim, Bd. 3, Hildesheim: Lax 1925.

Kunstdenkmäler II, 3 Hildesheim-Marienburg, Hannover 1910.

Mithoff, H. W. H.: Kunstdenkmäler und Altertümer, Hannover 1871 ff.

---

[42] „Alt-Hildesheim" Nr. 9, S. 24.

Beziehungen des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Adersleben bei Halberstadt zum Bistum Hildesheim

Von Dr. Otto Josef Blecher, Hannover

Adersleben, in einer Urkunde Ottos II. aus dem Jahr 978 Hadisleva genannt, liegt bei Halberstadt, im Kreis Oschersleben, Reg.-Bez. Magdeburg. Das Dorf lag auf der sogenannten Backofenbreite. In der Kirche [1] hielt der Archidiakon des Bistums Halberstadt die Synodalversammlungen ab. Adersleben gehörte zum bannus Gaterslebensis. Die Einwohner waren leibeigene Bauern, lasci, den Grafen und Ministerialen, Rittern, gehörig, die in und um Adersleben Höfe und Ländereien zu Lehen trugen. Unter ihnen sind besonders die Grafen v. Aschersleben-Anhalt zu nennen.

Am 6. Dezember 1260 weihte Bischof Volrad v. Halberstadt das Kloster der Zisterzienserinnen ein. 1270 erhielt die Klosterkirche zum hl. Nikolaus Parochialrechte. 1272 schenkten die Grafen Heinrich und Otto v. Anhalt [2] die Pfarrkirche nebst Gottesacker dem Kloster zum Eigentum. Zugleich übertrug der Bischof dem ersten Propst Goswin das Amt des Archidiakons, „quia in ecclesia praedicta sedes synodalis ab antiquo existit", „weil in der genannten Kirche seit alters der Synodalsitz sich befindet". Der Propst sollte die Beschlüsse der Synodalversammlung durchführen und zugleich die Seelsorge für die Dorf- und Klosterbewohner übernehmen.

Bald besaß das Kloster fast alle Höfe im Dorfe, 2400 Morgen Landes in der Feldmark [3] und 600 Morgen Wald. Alsbald baute man eine neue Kirche, wohl an der Stelle, wo sie noch heute steht. In wenigen Jahren

---

[1] Die Kirche lag ursprünglich an der Stelle des heutigen kath. Friedhofes, Backofenbreite genannt.

[2] Joh. Georg Leukfeld, Antiquitates Groningenses S. 48: Dompropst Albert v. Halberstadt, ein Anhaltiner, hatte in Adersleben ein Erbgut.

[3] Unter anderen Erwerbungen von der Burggräfin Gisela v. Kirchberg, Bischof Volrad v. Halberstadt: 75 Morgen, St. Burchardikloster-Halberstadt: 710 Morgen und 75 Morgen, den Zehnten von 23½ Hufen und Holzfleck, Gisela v. Kirchberg: 240 Morgen und 10 Höfe, Otto und Heinrich v. Anhalt: den Zehnten der ganzen curia Adersleben, Gisela v. Kirchberg: 270 Morgen und 11 Höfe und 2 Weideflächen.



Das Kloster Adersleben an der Bode

war vom alten Dorfe und der ersten Kirche an der Backofenbreite keine Spur mehr vorhanden. All dies geschah in c. 40 Jahren (1260-1300).

Die ehemaligen Bewohner waren nach Wegeleben, Rodersdorf, Hedersleben und Deesdorf gezogen, von wo sie ihre 29 Hufen auf Aderslebener Felde bestellten. Am 28. Sept. 1809 wurde das Dekret der Auflösung dem Kloster an der schwarzen Brücke, die vom Spital Wegeleben über die Bode nach Adersleben führt, übergeben. Das Kloster hatte 41 Äbtissinnen und 36 Pröpste gehabt. Äbtissin und Convent erwählten den Propst, der dann zugleich Archidiakon war.

Seit dem westfälischen Frieden (1648) war das Bistum Halberstadt säkularisiert; daher mußte der Propst als weltlicher Repräsentant des Klosters der Landesregierung (Brandenburg-Preußen) zur Bestätigung angezeigt werden. Als Geistlicher unterlag er keiner Ernennung oder Investitur.

Im Sommer 1671 mußte Valerio Maccioni heimlich auf Geheiß des Kölner Nuntius eine Visitation der Stadt und Diözese Halberstadt vornehmen.[4] Klagen waren laut geworden über große Ärgernisse unter

[4] J. Metzler, Die Apostolischen Vikariate des Nordens (Paderborn 1919) S. 43. A. Pieper, Gründung u. erste Einrichtung der Propagandakongregation (München 1901) S. 319 f. A. Pieper, Röm. Quartalsschr. Bd. 1 (1887) S. 263-265.

den dortigen Katholiken, insbesondere über die Heirat des katholischen Kanonikus Karl Christof von Deutsch und die sittlichen Verirrungen, die im Zisterzienserinnenkloster zu Adersleben zwischen Propst und Äbtissin vorgefallen waren.[5]

Schon lange vor ihm beschäftigte sich der Kölner Nuntius Carafa (1624-1634) mit den Diasporakatholiken des Nordens. Seine Hauptstütze bei dieser Aufgabe war der Kanonikus Stricker, der ihm von Rom empfohlen war.[6] Martin Stricker, Doktor der Theologie, Ritter vom hl. Grabe zu Jerusalem, Kanonikus an der Kreuzkirche zu Hildesheim[7] war kurze Zeit auch Propst ad sanctam Mariam Magdalenam in Hildesheim. Damit er mehr Bewegungsfreiheit hatte, wurde er von der Residenzpflicht als Kanonikus der Kreuzkirche in Hildesheim dispensiert. Stricker hatte tatsächlich die Fakultäten eines Apostolischen Vikars, wie der Chronist des Kollegiatstiftes vom hl. Kreuz mit Recht bemerkt. Dieser seeleneifrige Priester rettete unter großen Schwierigkeiten und Gefahren die spärlichen Reste des Katholizismus glücklich in bessere Zeiten hinüber.[8] Er starb am 14. Februar 1649 in Hamburg im 72. Lebensjahr und wurde in der Kirche des Benediktinerinnenklosters zu Buxtehude (Oldenkloster) beigesetzt, dessen Spiritual er viele Jahre gewesen war. Gewiß verdienten die Katholiken und Klöster des früheren Hochstifts Halberstadt, die inmitten des allgemeinen Abfalls mit heroischer Standhaftigkeit ihrem Glauben treugeblieben waren,[9] diese Fürsorge.

Den Nachwuchs und die Pröpste mußte das Kloster zumeist aus katholischen Gegenden beziehen. So finden wir westfälische, rheinische, aber auch stifthildesheimsche Namen im Kloster Adersleben.

Die 38. Äbtissin, Maria Elisabeth Pauli, stammte aus dem Hildesheimschen. Sie wurde am 30. Januar 1725 erwählt und starb am 25. März 1751 im Alter von 67 Jahren am Fleckfieber. Sie war ein Muster von Demut, des Choreifers, der Liebe und Barmherzigkeit. Da sie ihren nahen Tod merkte, nahm sie mit allen geistlichen Schwestern die hl. Kommunion, bat alle um Verzeihung, reichte allen die Hand und ging zu aller Erbauung zum ewigen Frieden.[10]

Die 40. Äbtissin, Theodora Pauli, war die Nichte der Äbtissin Maria Elisabeth Pauli und stammte ebenfalls aus dem Hildesheimschen. Sie verwaltete ihr Amt im Geiste und nach dem

---

[5] M. Lehmann, Preußen und die kath. Kirche seit 1640, Bd. 1, S. 294-299, Urk. 189-193. [6] Joh. Metzler, Ebd., S. 17.
[7] Cod. Beverin. Hildesheim Nr. 332. [8] A. Pieper, a. a. O., S. 29-36.
[9] Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 13, 1. Abt., S. 348.
[10] Dipl. Geschichte des Cisterzienser-Nonnenklosters Adersleben, 2. Heft von Dr. St. Kunze, Pastor zu Wulferstedt/Halberstadt (Halberstadt 1837) S. 81 ff.

Muster ihrer Tante acht Jahre lang und starb am 28. Mai 1787, 58 Jahre alt, geliebt und beweint von allen.

Die 41. Äbtissin war Humbeline Schleissner, geboren am 23. März 1741 zu Beinum im hildesheimschen Amt Liebenburg, Tochter des Königl. Preuss. Posthalters daselbst. Sie erhielt in der hl. Taufe am 23. März 1741 (um 5 Uhr desselben Tages war sie geboren) die Namen Marie Charlotte. Ihr Vater, Ernst Philipp Schleissner, war bereits am 2. Februar 1741 gestorben.[11] Ihre Mutter war Marie Elisabeth geborene Wippern. Marie Charlotte Schleissner legte als Humbeline Schleissner 1760 die klösterlichen Gelübde in Adersleben ab.

In jenen Jahren waren Franziskaner von Halberstadt als Pfarrer in Liebenburg tätig. P. Eucharius Drachter[12] aus Halberstadt wirkte vom 8. September 1748 in Liebenburg und starb am 22. März 1760 als Guardian im Franziskanerkloster Halberstadt. Sein Nachfolger, P. Cyprian Nüse, war von 1759 bis 1789 Pfarrer in Liebenburg und starb in Halberstadt. Diese beiden Franziskaner haben wohl Marie Charlotte Schleissner für das Ordensleben gewonnen.

Am 19. Juni 1787 wurde Marie Charlotte (Humbeline) Schleissner zur Äbtissin erwählt und erlebte die Aufhebung des Klosters am 28. September 1809. König Jérôme von Westfalen überließ das Kloster dem jüdischen Finanzmann Jacobson, der es an den Käufer Vogel weitergab. Der Äbtissin wurde, wie dem Propst Jacob Hambach, eine jährliche Pension von 1200 Francs, jeder Nonne 600 Francs zugesichert. Sie erhielten den Befehl, binnen 6 Tagen das Kloster zu räumen, kamen aber bittend beim Käufer Vogel und dessen Pächter Meyer ein und verblieben noch zum Teil auf ihren Zellen des Schlafhauses; ja, einige kehrten, an ihre klösterliche Wohnung gewöhnt, aus Wegeleben, wohin sie sich begeben hatten, in das Kloster zurück.[13]

---

[11] Ernst Philipp Schleissner, Königl. Preuß. Postverwalter in Beinum erreichte ein Alter von 32 Jahren. Er starb am 2. Febr. 1741, vorm. 11 Uhr, versehen mit den Sterbesakramenten, und wurde am 5. Febr. auf dem Liebenburger Friedhof beigesetzt. Posthalter Schleissner und Familienangehörige sind noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in Beinum nachzuweisen. Vgl. Kirchenbücher des kath. Pfarramts Liebenburg.

[12] Er begründete die Pfarrbibliothek in Liebenburg, die er aus Halberstadt nach Liebenburg brachte.

[13] Am Eingangstor zu Schule, Pfarr- und Lehrerwohnung waren früher Ringe. Dort wurden die Ochsen beschlagen. Ein Trakt des Klosters, anschließend an die Äbtissinwohnung, wurde später abgebrochen. Die Propstei wurde Wohnung des Pächters Meyer. In dieser Familie hatten sich manche Erinnerungen des Klosters erhalten. Die Kaplanwohnung war früher Wohnraum der Jungfrauen. Der Kohlenschuppen des Lehrers hieß früher Totenkammer, wohl bestimmt zur Aufbewahrung der Leichen der vestorbenen Jungfrauen. Wo bis 1945 die Ställe des Pfarrers waren, wurde vom Tischler Eberhard vor Jahrzehnten ein Kreuz gefunden: hier war wohl die Begräb-

Die erwähnte Äbtissin Humbeline Schleissner starb am 20. Dezember 1822 und wurde auf dem alten Friedhof in Adersleben beigesetzt, der später im Austausch der Schulgemeinde übergeben wurde. Dort auf dem alten Friedhof war der Grabstein dieser letzten Äbtissin vor einigen Jahrzehnten noch vorhanden. Die Anzeige ihres Todes lautete: „Die klösterliche Gesellschaft, welche bis zum Jahre 1809 bestand, verlor ihre letzte und gewiß auch eine der besten Äbtissinnen dieses Klosters

die hochwürdige Frau Äbtissin

Humbeline Schleissner

am 20. dieses Monats des Abends um 9 Uhr, nach einem fünftägigen Krankseyn. Sie hatte vor 62 Jahren die klösterlichen Gelübde abgelegt, war vor 39 zur Äbtissin gewählt und starb, zwar lebenssatt, aber doch freudig im Herrn und aufgerichtet durch die Tröstungen der hll. Sakramente im 82. Jahre ihres Lebens. Betrauert von allen, die es wissen, wie sie gottesfürchtig war und nach der Aufhebung ihres Klosters wahre Mutter ihrer Kinder (d. h. der Klosterfrauen) und auch Mutter der Armen war. Möge der Herr ihr seine Freuden und sein ewiges Leben um der Verdienste seines göttlichen Sohnes Jesu Christi willen geben! Mögen ferner, wie die sie überlebende 88jährige Priorin mit einigen noch übrigen Conventualen dieses Klosters, so auch alle frommen Menschen, die dies lesen, einstimmen in dieses Gebet des Pfarrers. Adersleben, am 21sten Dezember 1822 F. Lange"

Aus der Familie Wiegen, die verschiedentlich in den Liebenburger Kirchenbüchern vorkommt, war Felicitas Wiegen im Jahre 1761 Klosterjungfrau in Adersleben. Ein Buch aus ihrem Besitz „Officium beatae Mariae virginis ad usum sacri Ordinis Cisterciensis

---

nisstätte der Jungfrauen. Die Äbtissinnen wurden früher in der Kirche begraben. Die Steine, die zum Stalle führen, waren die Grabsteine der Äbtissinnen. Als Fliesen in der Kirche gelegt wurden, wurden vor dem Hochaltar zwei Gräber gefunden. In einem derselben soll eine Äbtissin gelegen haben. Das Glas der Äbtissin war noch im Besitz des vor zwei Jahrzehnten verstorbenen Pfarrers Geistl. Rat Franz Thomas. Es war einfach, nicht geschliffen. Eingeritzt war ein Wappen, rechts und links oben der Äbtissinnen-Stab, im oberen Felde eine Rose, im untern ein mit einem Pfeile durchbohrtes Herz. In der Kirche war der Durchgang von der Äbtissin-Wohnung und den Zellen der Jungfrauen noch vorhanden, die Tür aber durch den Pächter Meyer geschlossen. Als im Kulturkampfe der Pfarrer Nacke aus seiner Wohnung vertrieben wurde, öffnete der Domänenpächter Meyer die Türe und wies dem Pfarrer die frühere Äbtissinwohnung als Wohnung an. Der jetzige Orgelchor reichte früher weiter in die Kirche, war der Jungfrauenchor. Die Bänke desselben befinden sich noch in der Vorsakristei, im Presbyterium und auf dem Orgelchor. Der wohl früher dort befindliche Altar war später in der Sakristei Ankleidetisch des Pfarrers.

Authoritate Reverendissimi domini D. Abbatis Cisterciensis Generalis editum, Parisiis Apud Dionysium Mariette, Ord. Cisterciensis", gedruckt wohl 1757, bestätigt uns die Verbindung des Klosters Adersleben mit dem Generalabt der Zisterzienser. Das Buch war ein Geschenk des damaligen Propstes an die Jungfrau Felicitas Wiegen. Es trägt die Eintragung „Edmundus Wiegen 1816."

Der 32. Propst (1721-1727) war Theodoricus Ringen. Auch er stammte aus dem Hildesheimschen. Ein bestimmter Ort wird nicht angegeben. Sein Bild in Öl hängt im Flur der Pfarrwohnung in Adersleben. Unter ihm wurden wohl die 6 silbernen Leuchter angeschafft: 2 große, 2 mittlere und 2 kleinere. Sie tragen die Aufschrift: Helene Elisabeth Osterbrock, Abb. Aderslebiensis 1721

Der 29. Propst des Klosters war Antonis Lohe, Zisterziensermönch aus dem Kloster Altenberg im Churstift Köln. Von dieser Zeit an bleibt das Kloster bei der Wahl seiner Pröpste bei Mitgliedern des Zisterzienserordens. Antonius Lohe wurde später Abt des Klosters Marienrode b. Hildesheim.

Der 31. Propst, ab 1698, war Theodorus Hülsmann aus Bremen. Er war streng, aber sorgte sehr für das Kloster. Im Alter ließ er sich einen silbernen Trinkbecher machen mit der Inschrift:

Qui servit Nonnis,
incertis navigat undis.
Kling, klank, klorum:
Undank in fine laborum.

Er starb nach 20jähriger treuer Amtsführung 1718. Sein Bild in Öl befindet sich in der Pfarrei Adersleben: Theodorus Hülsmann, Praepositus in Adersleben 1698.

Der 33. Probst, Theodorus II. Ringen, war geboren gegen 1700 in Düngen, Amt Marienburg, im Hildesheimschen. Er stand bei seiner Wahl im 27. Lebensjahr, hatte gute Kenntnisse und zeichnete sich durch Menschenfreundlichkeit und Demut aus. Er erlebte viele Kriegslasten [41] und ein Viehsterben im Jahr 1754, in dem das Kloster 72 Stück Rinder und Kühe einbüßte. Die zum Hofe Hedersleben gehörenden, versetzt gewesenen Güter löste er wieder ein, kaufte den Zehnten, welcher von dem ausgestorbenen Geschlecht derer von Neindorf vom König Friedrich II. an den Prinzen Heinrich von Preußen verschenkt war, für 12 000 Thaler Gold wieder. Er baute das Wohnhaus und die Scheuer zu Hedersleben von Grund auf; desgleichen die Aderslebener Klostermühle 1728, die schöne Kirche 1752-55, die Flügel west-

[14] vgl. Geschichte des Klosters Hadersleben.

lich des Klosters mit der Küche 1734 [15] und verschönte die Flügel gegen Mittag. 1756 gab er der Kirche eine neue Orgel. 1750 baute er das Brau- und Backhaus, 1767 die Weizen- und Roggenscheuer und 1770 Kolonistenhäuser für 10 Familien. Er brachte die Abschaffung der Koppelweide mit Deesdorf und Rodersdorf zustande und bemühte sich, auch den Zehnten zu Dalldorf und die in den Kriegen verlorengegangenen 6 Hufen im Wybifelde und 2 Hufen im Wedderstedter Felde wiederzugewinnen. Er starb am 9. November 1783, beweint von seinen Klosterangehörigen, den Armen, Witwen und Waisen. Seine letzten Worte waren: „Vergeßt der Armen nicht!" 56 Jahre hatte er als Propst gewirkt und Großes geleistet.

Der 34. Propst, Jodocus Sander, war eines Bauern Sohn aus dem Hildesheimschen, ein Zögling seines Vorgängers, dem er am 15. Januar 1784 in der Propsteiwürde nachfolgte. Sein Ölbild: Jodocus Sander, Praepositus in Adersleben, 1784, mit einem Wappen, das in der Mitte geteilt ist, links weiß mit drei Fischen untereinander, rechts rot, unten eine Hand mit einem Stück eines weiten Ärmels, die drei Ähren hält. Er baute die beiden kleinen Altäre 1787 und die Kanzel.[16] Im Jahr 1788 baute er die Hofmeistrei, 1790 das Gärtnerhaus, 1791 und 1792 den Korn- und Malzboden. Die Schuldenlast von 4000 Talern Gold bezahlte er, die sein Vorgänger durch Einlösung des Zehnten ihm hatte überlassen müssen. Er starb am 31. Oktober 1791 an der Schwind- und Wassersucht.

---

[15] Die Küche, die verbunden ist mit dem Herrschaftshause, früher Propstei, trägt die Jahreszahl 1734. Der Türrahmen ist schön gefertigt.

[16] Der Hochaltar hat oben die päpstliche Krone mit 2 Schlüsseln, ein Thronbaldachin, darunter das Bild der Hlst. Dreifaltigkeit, rechts St. Bernhard, links St. Benedikt. Das große Altarbild zeigt Mariae Himmelfahrt und rechts die große Statue des hl. Andreas mit Buch in der linken Hand, links die große Statue des hl. Nikolaus (Kirchenpatron!), der in der linken Hand einen Beutel trägt und vor sich einen Holzzuber mit drei Kindern hat. Jahreszahl 1794, und zwei Wappen: eines mit Helm, Schild geteilt, Grund weiß, rechts zwei goldene Rosen, links ein goldener Stab; das andere: Helm mit springendem weißen Pferd; Schild geteilt: goldene Rosen und Blätter.
Auf der Evangelienseite: Oben agnus Dei, darunter das Wappen wie am Hochaltar. In der Mitte das Altarbild: St. Nikolaus, rechts die große Statue des hl. Franziskus von Assisi, links die große Statue der hl. Maria Magdalena. Der hl. Nikolaus trägt Mitra, Stab, rotes Pluviale und ein Buch mit drei Äpfeln; die linke Hand streckt er aus zu einem Knaben, der vor ihm kniet. Auf der Epistelseite: Oben das Auge Gottes, darunter das Wappen des Propstes Jodocus Sander, geteilt: links weiß mit drei Fischen untereinander, rechts rot unten eine Hand mit Stück eines weiten Ärmels.
In der Mitte ein Ölbild des hl. Bernhard, der Kreuz, Speer und Lanze hält. Rechts die große Statue einer Heiligen, vielleicht Humbeline, links der hl. Josef, vor ihm stehend das Jesuskind.

Auch der 36. und letzte Propst, Jacob Hambach, stand in Beziehung zu Hildesheim. Er war am 8. September 1751 zu Königsheim a. d. Tauber geboren, hatte in Würzburg und Hildesheim die Humaniora studiert und erhielt am 23. April 1769 im Kloster Derneburg das Zisterzienser-Ordenskleid; als erster legte er in der neuerbauten Kirche zu Derneburg die Profeß ab. 1776 verließ er das Kloster Derneburg und wurde in der Abteikirche zu Erbach im Rheingau zum Priester geweiht. Am 7. April 1797 wurde er Propst im Kloster Adersleben. Am 22. Januar 1803, dem Tage der Aufhebung des Klosters Derneburg, befand sich Hambach in Derneburg und wird unter den dortigen Geistlichen mitaufgeführt. In Adersleben hat er das Archiv des Klosters geordnet, und die Notizen über die Äbtissinnen und Pröpste sind von ihm handschriftlich hinterlassen. In der Kirche hat er das Bild der mater dolorosa in die Mauer versetzt, 1804 im Krankenhause einen Altar errichtet und 1806 einen Taufstein und zwei große Postamente zum Friedhof beschafft. Mit Dekret von 13. Mai, publiziert am 28. Sept. 1809, wurde das Kloster Adersleben aufgehoben. Hambach erhielt nunmehr eine Pension von 1200 Francs jährlich und verließ — wie eine mündliche Überlieferung berichtet — sogleich nach der Übergabe seiner Agenden Adersleben. Ob er sich in der Zwischenzeit in Hildesheim oder Derneburg aufgehalten hat, ist unbekannt.[17] Am 31. Juli 1820, 4 Uhr nachmittags, starb er am Schlaganfall zu Adersleben und wurde auf dem alten katholischen Friedhof beigesetzt.

Nach Aufhebung des Klosters bestimmte man nach langen Verhandlungen die Klosterkirche zur Pfarrkirche der katholischen Pfarrgemeinde Adersleben - Wegeleben - Gröningen. Erster Pfarrer wurde Franz Lange, bisher Pfarrgehilfe des Propstes Hambach. Franz Lange stammte aus der Stadt Hildesheim. Er konnte in Adersleben sein 50jähriges Priesterjubiläum feiern und starb als Pfarrer a. D. und Ehrendomherr, hochbetagt, in seiner Geburtsstadt Hildesheim. Interessante Aufzeichnungen von ihm, auch über das Patronatsrecht in Adersleben, und Privatbriefe wurden im Pfarrarchiv zu Adersleben aufbewahrt.

---

[17] Das Archiv des Klosters Adersleben wurde nach langem Suchen auf dem Rathaus in Wegeleben gefunden und kam in das Staatsarchiv Magdeburg. Abschrift soll im Pfarrarchiv zu Adersleben und in Paderborn sich befunden haben.
Fast 100 Jahre später wurden oberhalb der Äbtissin-Wohnung, nach Angabe des verst. Pfarrers Geistl. Rat Franz Thomas, Urkunden gefunden, die auch nach Magdeburg kamen. Es gingen Gerüchte, daß bei der Übergabe nicht alles vorhanden war, was man wohl dem letzten Propst zur Last legte. Dabei handelte es sich gewiß auch um die Archivalien, die Hambach bestens kannte.



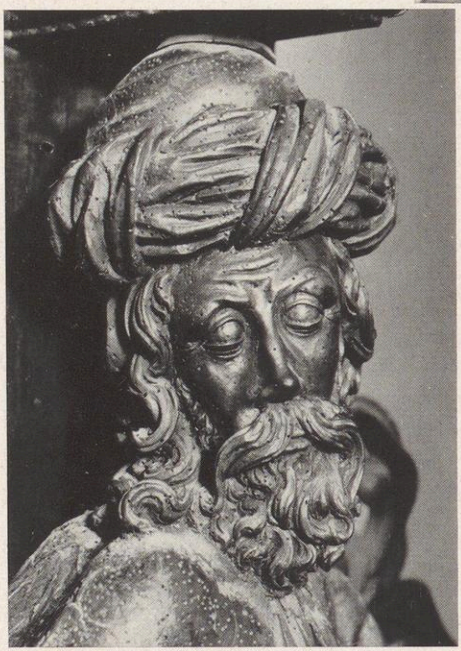
Teil der Kreuzabnahme vom Passionsaltar in der Stiftskirche Grauhof (1670)

Diese und die drei folgenden Bildseiten zum nachfolgenden Artikel von Dr. Borchers über die Bildschnitzerfamilie Lessen

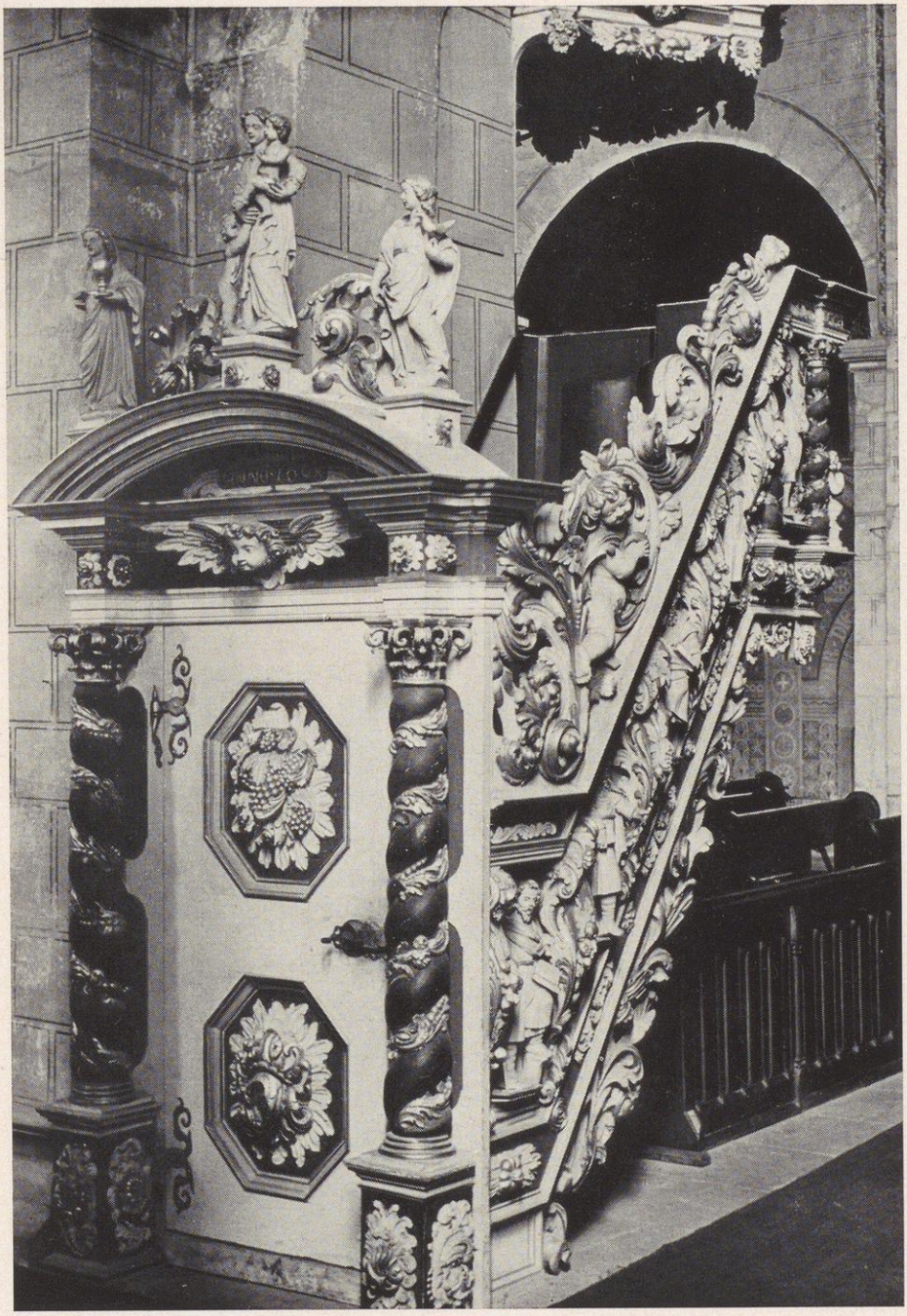
Landesbibliothek Hannover

Kopf des gefesselten, leidenden Christus von einer der barocken Darstellungen am Passionsaltar zu Grauhof





Kopf des Pilatus vom Passionsaltar in der Stiftskirche zu Grauhof, aus derselben Szene wie der obige Christuskopf



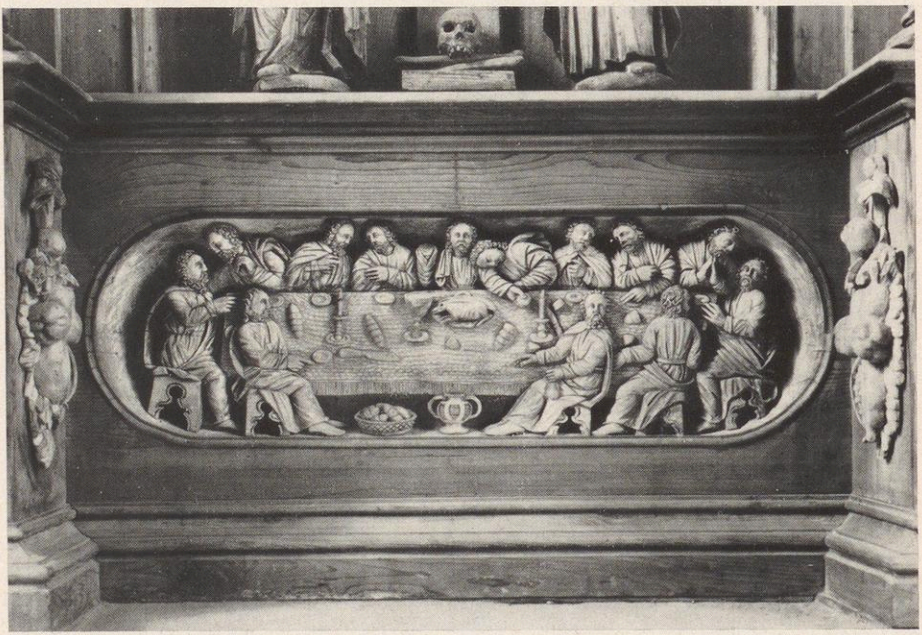
Die Kanzel in der Frankenberger Kirche zu Goslar (1698)

Landesbibliothek Hannover



Chorschranken und Chorgestühl in der Kirche von Lamspringe (seit 1701)

Die Abendmahlsszene des Altars im St.-Annenstift in Goslar (1713)



Bedeutende Barockkünstler Niedersachsens

Die Goslarer Bildschnitzerfamilie Lessen

Von Museumsdirektor a. D. Dr. Carl Borchers, Goslar

Die Bildhauerkunst des niedersächsischen Barock hat noch keine umfassende, zusammenhängende Darstellung erhalten. Das liegt wohl daran, daß die barocke Plastik Niedersachsens allgemein nicht die Beachtung gefunden hat, die sie verdient; es scheint eine weitverbreitete, aber durchaus nicht zutreffende Ansicht zu sein, Niedersachsen habe kein rechtes Verhältnis zum Barock gefunden. Über die Bildschnitzerfamilien des Hannoverschen und Hildesheimischen Barock, die vom heimatgeschichtlichen Standpunkte unser besonderes Interesse finden, veröffentlichte Friedrich Bleibaum 1924 eine umfangreiche, wertvolle Untersuchung, die heute noch grundlegend ist, aber durch einige Einzeluntersuchungen ergänzt oder überholt wurde.

Seit der Renaissance hatte die Aufnahme von Kunstweisen, für die fremde Künstler vorbildlich waren, viel heimische Elemente der Kunstübung in den Hintergrund gedrängt, nur die Bildnisplastik war verhältnismäßig selbständig. In der Barockzeit blieb der fremde Einfluß zwar weiter stark, jener italienischen, französischen und niederländischen Meister; aber aus den fremden Anregungen wurde nun in Verbindung mit heimischer Eigenart und Tradition etwas Neues geschaffen: eine bodenständige Kunst. Wilhelm Pinder schreibt: „Unser Land hat, wie nur in den besten Zeiten, zu der gewaltigen Fülle gerade seiner Aufgaben eine große Schar Talente und eine ganze Gruppe offenbarer Genies hervorgebracht. Sie haben unserem Barock aus dem europäischen heraus seinen eigenen Charakter aufgeprägt, einen deutschen Charakter." Die Zahl der niedersächsischen Barockbildhauer ist nicht sehr groß, sie erreicht bei weitem nicht die Vielzahl süddeutscher Meister; man wird auch nicht sagen können, daß es in Niedersachsens Barock sehr viele überragende Köpfe von höchster schöpferischer Eigenkraft, wie wir sie z. B. bei J. Fr. Ziesenis finden, gegeben habe, aber es sind doch so viele bedeutende, begabte und geistvolle Meister

tätig gewesen, daß sie der niedersächsischen Barockplastik eine besondere, eigenwillige Stellung in der deutschen Kunst zu geben vermochten. Zu diesen Meistern zählen die Bildschnitzer Heinrich und Jobst Heinrich Lessen, deren Werkstatt in der alten Reichsstadt Goslar lag.

Die Familie Lessen erscheint 1626 in den Kirchenbüchern der Marktkirche zu Goslar. Im Jahr 1627 siedelte sie in die Stephanigemeinde über, wo dem Heinrich Lessen, von dem wir nicht wissen, ob er auch bereits Bildhauer war, fünf Töchter und ein Sohn geboren wurden. Der am 19. Juni 1642 getaufte Heinrich Lessen wurde der Bildschnitzer, den man als „den älteren Lessen" zu bezeichnen pflegt. Ob der jüngere Jobst Heinrich Lessen ein Sohn des älteren Meisters oder sein Neffe war, ist bei der lückenhaften Überlieferung nicht festzustellen. In einem Zusatz zu einem Vertrage, den 1677 der ältere Lessen mit dem Kloster Wöltingerode abschloß, empfängt der Sohn des Bruders Geld vom Nonnenkloster. Es ist anzunehmen, daß, nach dem umfangreichen Bestand von Arbeiten der Lessenschen Werkstatt zu schließen, in dieser Mitglieder der Familie mitarbeiteten, neben einer größeren Zahl von Gesellen, die nach den Entwürfen der Meister die Figuren zunächst in rohen Umrissen aus dem Holz herausholten.

Bei den regen Beziehungen, die Niedersachsen künstlerisch mit den Niederlanden unterhielt, werden die Lessens in ihren Lehrjahren vermutlich auch dort gearbeitet haben; denn viele Stilelemente der Lessenschen Schnitzwerke zeigen deutlich den Einfluß des niederländischen Barock. Der architektonische Aufbau ihrer Altäre und Kanzeln, insbesondere aber die stark naturalistische Ausführung des ornamentalen Schmuckes an Blattwerk, Blumen und Fruchtgehängen und die Hinzufügung zahlreicher, köstlich modellierter Putten, die in heiterer Unbefangenheit die großen Schnitzwerke beleben, sind Merkmale, die auf eine persönliche Verbindung mit niederländischen Künstlern schließen lassen. Als selbständige Meister entwickelten die Lessen dann ihren eigenen, charakteristischen Stil, der sich von der sonst um 1670 eintretenden Ausartung des Barock zurückhält. Die hohe Schule der Niederländer trat in den Hintergrund, je mehr sich in ihrem Künstlertum die niedersächsische, zurückhaltende Temperamentsanlage, die aber keineswegs der inneren Wärme entbehrt, und heimische volkstümliche Tradition durchsetzten. Das Streben der bau- und kunstfreudigen Barockzeit ging in der katholischen Kirche auf eine reiche, räumliche Gesamterscheinung und auf eine malerische Wirkung des Gotteshauses. Auch die evangelische Kirche konnte sich dieser Zeitrichtung nicht ganz verschließen und wählte die Formen der neuen Zeit für ihre Altäre, Kanzeln, Taufsteine und Orgelprospekte. Die beiden Bild-

schnitzer Lessen arbeiteten ohne Unterschied der Konfession für katholische und für evangelische Kirchen. In ihrer inneren Glaubensfreude baute ihre Kunst Brücken; und man könnte ein Goethewort, etwas verändert, auf sie anwenden: „Die Kunst versöhnt der Lehren Widerstreit, in ihren Kreisen waltet Einigkeit".

Die lange Reihe der Lessenschen Werke beginnt, wie Bleibaum annimmt, um 1653 mit einem Altar, der jetzt in der Sakristei der Klosterkirche Lamspringe steht. Im Jahr 1670 ist dann **der Passionsaltar der Stiftskirche Grauhof** geschnitzt, der aus der älteren Kirche in den barocken, großartigen Kirchenbau übernommen wurde. Die an diesem Altar verwendeten Ornamente von Sonnenblumen und Früchten sind typisch für die älteren Arbeiten der Lessenschen Werkstatt. Der junge Heinrich Lessen arbeitete den Passionsaltar aus einem starken inneren Erleben heraus, ein virtuoser, schwungvoller Vortrag verbindet sich mit einem charaktervollen Ausdruck, eine geheime Gotik vereinigt sich mit einem bewußten Barock (1. Bild). Die Standbilder des gefesselten, leidenden Christus und des schwerblütigen, von inneren Zweifeln gequälten Pilatus sind von einer geradezu unheimlichen Lebendigkeit und Ausdruckskraft (2. Bildseite). Das innere Erleben läßt die Körper sich biegen wie einst in der Gotik, aber in dem neuen plastischen Gefühl des barocken Stils. In keinem seiner späteren Werke hat der Meister diese, so ganz vom Konventionellen abweichende Charakterisierung wieder erreicht. Auch der große Beichtstuhl der Grauhofer Kirche in den Zierformen des Knorpelstils, die sich auch am Passionsaltar finden, wird damals in der Lessenschen Werkstatt gearbeitet sein.

Fünf Jahre später entstand von des Meisters Hand der große, zweigeschossige Altar der Frankenberger Kirche in Goslar, der sich mit den eindrucksvollen Figuren der Evangelisten, den plastischen Szenen der Kreuzigung und der Kreuzesabnahme in seiner ganzen Gestaltung und in seinem Aufbau wie selbstverständlich in den gotischen Chorraum dieser Kirche einfügt. 1698 ist auch die prachtvoll geschnitzte **Kanzel der Frankenberger Kirche** aus der Lessenschen Werkstatt hervorgegangen, sie wird bereits dem jüngeren Lessen zugeschrieben (3. Bildseite). An diesem barocken Prunkstück zeigt der junge Künstler, daß er in der Charakterisierung der Persönlichkeiten, in der üppigen Art des ornamentalen Beiwerks und in der köstlich-heiteren Plastik der kleinen, nackten Putten den älteren Meister überflügelt hat. Die Nebenaltäre der St. Jakobikirche in Goslar, die 1804 aus der Kirche des aufgehobenen Augustiner-Chorherrenstiftes Riechenberg übernommen wurden, beweisen in ihrem strengen Aufbau mit gewundenen ionischen Säulen, daß sie von Lessen dem Älteren gearbeitet wurden. Der reichere und mehr bewegte Hochaltar dagegen, der erst 1807 aus Rie-

chenberg überwiesen wurde, und der große barocke Beichtstuhl mit der Gruppe „Christus als guter Hirte" als Bekrönung verraten, daß bereits der jüngere Meister neben dem älteren mit am Werke war. Bei Arbeiten auf dem Staatsarchiv Hannover fand ich 1931 zwei Verträge Meister Heinrich Lessens mit dem Nonnenkloster Wöltingerode, abgeschlossen am 7. Juli 1677. Nach diesen Verträgen lieferte der Meister einen Altar für den hohen Chor und eine, unter dem Triumphbogen aufgestellte Gruppe des Gekreuzigten mit Maria und Johannes neben dem Kreuz. Leider ist dieser Altar, der nach der Beschreibung dem Lessenschen Altar der Frankenberger Kirche in Goslar sehr ähnlich gewesen sein muß, nicht mehr vorhanden. Die Kreuzigungsgruppe, die, man möchte sagen, in sich noch einen geheimen Rest gotischer Tradition übernommen hat, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die 1826 bis 1829 erbaute katholische Kirche zu Vienenburg übergeführt, deren Pfarre damals Wöltingerode eingemeindet wurde. Ein Nebenaltar, den der Meister gleichfalls 1677 für die Wöltingeroder Klosterkirche lieferte, kam nach 1817 in die damals erbaute katholische Kirche in Sottrum. Leider wurde dieser schöne Schnitzaltar sehr verstümmelt. Um den Altar in die kleine Chornische einzupassen, entfernte man die seitlich stehenden Engel mit dem umgebenden Ornament und die bekrönende Engelsgruppe. In den achtziger Jahren wird das Gestühl der Stiftskirche Riechenberg in der Lessenschen Werkstatt gearbeitet sein, das sich heute in der St. Jakobikirche in Goslar befindet. Vermutlich nach 1690 hat Meister Lessen an der Ausstattung des braunschweigischen Schlosses Salzdahlum mitgearbeitet, das dann 1813 abgerissen wurde. Leider ist nichts Näheres über diese einzige, nicht im Auftrage der Kirche, sondern im Dienste des Braunschweiger Herzogs durchgeführte Arbeit bekannt.

In dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts arbeitete die Lessensche Werkstatt vorwiegend für die Ausstattung auswärtiger Kirchenbauten. Der große Auftraggeber dieser Jahre war das **Benediktiner-Kloster Lamspringe,** das 1670 bis 1691 eine neue, großräumige, dreischiffige Hallenkirche mit Kreuzgewölben erbaut hatte. Lange Jahre haben der ältere, dann wohl der alte und der jüngere Künstler gemeinsam und schließlich Jobst Heinrich Lessen allein, nachdem der ältere Meister ausgeschieden war, für diese prachtvoll-feierliche Klosterkirche gearbeitet, in der sie den größten Teil der eindrucksvollen Kirchenausstattung lieferten. Die herrlichen Altarschranken vor dem Rosenkranzaltar und vor dem St. Benediktaltar, deren Felder in durchbrochener Arbeit mit Blumen-, Laub- und Fruchtgehängen ausgefüllt sind, stammen von Lessen dem Älteren. Seine Werkstatt lieferte auch den Kanzelaltar für die evangelische Kirche in Lamspringe; ursprüng-

lich waren Kanzel und Altar getrennte Stücke, die erst später vereinigt wurden. In den 1696 geschaffenen Taufsteinschranken zeigt sich bereits sehr augenscheinlich, daß nunmehr auch der jüngere Meister am Werke war. In den geschnitzten Feldern der Taufsteinschranke finden wir nun jene köstlichen Figuren kleiner, nackter Knaben, die der Bildschnitzer so froh und lebenswahr zu gestalten wußte. Diese Putten kehren wieder in dem Sockelfries, den Jobst Heinrich Lessen in den, von dem münsterschen Hofbildhauer Maurits Gröninger geschaffenen Hochaltar einfügte. Zahlreiche Putten sehen wir auch auf dem Schalldeckel der Kanzel, mit denen der Meister, ähnlich wie er drei Jahre vorher in der Frankenberger Kirche in Goslar den Aufbau des Kanzeldeckels so malerisch gestaltete, nun auch den „Predigtstuhl der Klosterkirche mit Zierraht und Linnenholtz" schmückte. Die natürliche Holdseligkeit und die frohe Unschuld dieser kleinen Engel weiß kaum etwas davon, daß ihre Hände die Marterwerkzeuge Christi tragen müssen. Schließlich gesellen sich zu diesem Kreis der kleinen Engel auch die Putten und Engel mit kleinen Flügeln an dem von dem jüngeren Lessen geschaffenen Drehtabernakel des Rosenkranzaltars. Selten ist bei aller Zurückhaltung, die der niedersächsischen Plastik in ihrer Erdenschwere mehr oder weniger eigen bleibt, die frohe Unschuld und die natürliche Holdseligkeit von Kindern so sinnenfällig und ansprechend dargestellt wie in diesen wahrhaft köstlichen Puttenfiguren der Lamspringer Klosterkirche.

In dieser Klosterkirche entfaltete Jobst Heinrich Lessen seine reichste künstlerische Tätigkeit, in der sich die Neigung des Meisters für eine malerische Formengebung, seine sinnenfrohe Frische und seine tiefe Frömmigkeit dokumentieren. Im Jahr 1701 schloß der Meister einen wohl verklausulierten, beiderseitig gesiegelten und eigenhändig unterschriebenen Vertrag mit dem Abt Maurus II. von Lamspringe. Nach diesem Vertrag hatte die Lessensche Werkstatt zu liefern: **die Kanzel, die Schranken zu beiden Seiten vor dem Chor, das Chorgestühl für 26 Stühle und die Rückwände hinter diesen Stühlen** (4. Bildseite, oben). Diese Lessenschen Schnitzwerke sind rauschender Barock mit wundervollem, bis in die kleinste Einzelheit durchgearbeitetem Ornament, Blumenstücken und Früchtegirlanden mit Laubwerk von einer geradezu verschwenderischen Pracht. Das Figürliche spielt nur in der Kanzel eine größere Rolle. Die Lamspringer Kanzel gleicht in ihrem Aufbau der drei Jahre vorher gearbeiteten Kanzel der Frankenberger Kirche in Goslar, die Türen dieser beiden Kanzeln sind bis auf die bekrönenden Figuren völlig gleich gestaltet. Jobst Heinrich Lessen verstand sein Handwerk! Man betrachte einmal die Chorschranken, nicht nur in bezug auf die außerordentlich schöne, reiche und geschickte

Dekoration der Säulen und der dazwischenliegenden, geschnitzten Flächen, sondern auf die fabelhafte Technik der Holzschnitzkunst mit ihrer hochplastischen Formenwelt. Man bewundere das malerische Chorgestühl mit den 2 m hohen Rückwänden, die entsprechend den Sitzen durch gewundene Säulen gegliedert sind. Alles in allem, die Kunst der beiden Lessen in der Klosterkirche Lamspringe ist ein Erlebnis.

Die Arbeiten in Lamspringe werden sich etwa über zehn Jahre erstreckt haben. Im Jahr 1712 schuf Jobst Heinr. Lessen einen Altar für die Kirche in Bad Salzdetfurth; darauf bestellte auch die evangelische Gemeinde in Nettlingen einen dreiteiligen, großen Altar für ihre Kirche, der ausgezeichnet für den gotischen Chorraum der Kirche komponiert ist. Meisterhaft ist an diesem Nettlinger Altar, den Hans Schönberg durch Studium der Kirchenrechnungen dem Meister Lessen zuweisen konnte, die plastische Ausführung im einzelnen, so z. B. in der dramatisch bewegten Kreuzigungsszene des Mittelfeldes. Einen kleineren und verhältnismäßig schlichten Altar lieferte der Meister 1720 für die Kirche in Feldbergen; bewegt und eindrucksvoll sind an diesem Altar die seitlich stehenden Figuren des Moses in orientalischer Tracht und des Täufers Johannes in einem einfachen Gewand.

Jobst Heinrich Lessen, dessen Haus in der Goslarer Unterstadt lag, hatte wohl eine besondere Vorliebe für die malerische **Kapelle des Goslarer St. Annenstiftes** an der Glockengießer-Straße. Im Jahre 1713 beendete der Künstler einen Altar für die Kapelle dieses Stiftes, der sich wieder, wie wir es auch bei anderen Lessenschen Altären feststellen konnten, mit meisterlicher Gestaltung ganz trefflich dem Kapellenraum einfügt. Über dem Hauptbilde, wieder ist es die Kreuzigung, sehen wir ein Spruchschild mit der Inschrift: „Diesen Altar haben wir Gott zu Ehren setzen lassen in diesem Gotteshause — Jobst Heinrich Lessen und seine Hausfrau Catharina Bähr 1713." Der Altar ist also ein Geschenk des Künstlerehepaares an das alte Hospital und Altersheim. In der sog. Predella, dem Unterbau des Altars, hat der Meister **das Heilige Abendmahl in einem Reliefbilde dargestellt** (4. Bildseite, unten). Es ist die Szene, da Christus zu den Jüngern die inhaltsschweren Worte sprach, es sei einer unter ihnen, der ihn verraten werde. Der Künstler gruppiert die dreizehn Männer an einer Tischplatte, auf die der Beschauer gleichsam von oben herabblickt. Christus bildet die Mitte, er hat die rechte Hand erhoben (leider fehlt heute diese Hand), an seine linke Seite schmiegt sich Johannes. Haltung und Bewegung der Jünger drücken die Beteuerung ihrer Unschuld, Erstaunen, Trauer und Entsetzen aus. Vor dem Tisch rechts sitzt Judas Ischariot, der den Herrn durch seinen Judaskuß verraten sollte. Seine rechte Hand scheint auf

der Tischplatte unruhig zu trommeln, die Linke hält den Geldbeutel, starr blickt der Verräter in die Ferne. Man kann dieses Relief durchaus als ein gutes und bemerkenswertes Kunstwerk seiner Zeit ansehen. Wenn es auch bei weitem nicht an das berühmte Bildwerk Leonardo da Vincis heranreicht, so ist es doch ein kennzeichnender Ausdruck barokken Empfindens und einer eigenmächtigen, erregenden Kunst, die auch die Menschen unserer Tage noch anspricht und mitreißt. Fühlen wir nicht auch die Aufregung der Stunde, wenn wir die Gebärden, insbesondere die leidenschaftliche Sprache der Hände der Jünger betrachten? Mit dieser Abendmahlsdarstellung, deren künstlerische Sprache sich so ernst und bewegt an das Innere der Menschen wendet, wollte der Meister die Andächtigen grüßen, wenn sie sich im Gotteshause vor dem Altar zur Feier des Abendmahles versammelten.

Über die letzten Schaffensjahre von Jobst Heinrich Lessen sind wir leider wenig unterrichtet. Um 1730/32 wird er noch die Holzsäulen unter der Orgelempore und das reich geschnitzte Brüstungsfeld der Orgelempore der Stephanikirche in Goslar gearbeitet haben. Bald darauf setzte der Tod seinem Schaffen ein Ende, das Todesjahr ist nicht bekannt. Zweifellos ist die Zahl der Lessenschen Werke weit größer als unsere, in diesem Aufsatz vorgenommene Zusammenstellung. Manche Altäre und Kanzeln der Kirchen in der näheren und weiteren Umgebung Goslars sind in der Barockzeit entstanden und weisen stilistisch auf die Lessensche Werkstatt hin, aber es fehlen urkundliche Unterlagen für die Zuweisung dieser Arbeiten an die Bildschnitzerfamilie Lessen. Die Kanzelaltäre in den Kirchen von Lengde und Ohrum, die Altarwand im späten Ohrmuschelwerk der evangelischen Kirche in Langelsheim und die mit geschnitztem Laubwerk und Trauben verzierten Fenstersäulen im Goslarer Siemens-Stammhause (1693) sind einige Beispiele für noch ungeklärte Fragen betr. Entstehen in der Lessenschen Werkstatt. Ziemlich sicher kann man wohl den reichen Kanzelaltar in der Dorfkirche von Sack (Kr. Alfeld) und nach Schönbergers Untersuchungen auch die Altäre in den Kirchen von Groß-Himstedt, Klein-Himstedt und in der Unterkirche in Hoheneggelsen den Lessens zuschreiben.

Vom Leben der beiden niedersächsischen Bildschnitzer Lessen sind nur spärliche Kenntnisse auf uns gekommen und von ihren künstlerischen, geistigen und seelischen Kämpfen und Zielen werden wir nie etwas Sicheres erfahren; aber ihre Werke, die uns erhalten blieben, geben ein beredtes Zeugnis nicht nur von dem umfangreichen Schaffen dieser einheimischen Künstlerfamilie, sondern auch von den geistigen Strömungen und der religiösen Erregtheit, von den Gedanken und dem Wollen ihrer barocken Zeit.

Literatur:

Bleibaum, Friedrich: Bildschnitzerfamilien des Hannoverschen und Hildesheimischen Barock. Straßburg 1924.

Meier, P. J.: Das Kunsthandwerk des Bildhauers in der Stadt Braunschweig seit der Reformation. Braunschweig 1936.

Borchers, Carl: Zur Geschichte der Goslarer Bildschnitzerfamilie Lessen. Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Hildesheim 1931.

Borchers, Carl: Kleine Kunstführer für Niedersachsen, herausgegeben vom Kunsthistorischen Seminar der Universität Göttingen.
Heft 11: St. Jakobikirche zu Goslar.
Heft 12: Stiftskirche Grauhof.
Heft 15: St. Peter und Paul auf dem Frankenberge zu Goslar.
Heft 18: Kloster Lamspringe.

Schönberg, Hans: Die barocken Altäre im Kreise Marienburg. Alt-Hildesheim, Heft 20 ff.

Auf die in der Lit. erwähnten, mit guten Fotos ausgestatteten Kunstführer des Verfassers obigen Artikels weist die Schriftleitung besonders empfehlend hin.

Alg.

Die Dionysius-Legende bei Hrotsvitha von Gandersheim

Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Robert Figge, Celle

Die zahlreichen Deutschen, die in den letzten Jahren nach Paris gefahren sind, werden dort sicher auch den Montmartre bestiegen und oben die Kirche Sacré Coeur besichtigt haben. Aber dieses erst nach 1870 entstandene Nationalheiligtum Frankreichs hat die uralte, frühere sacrale Bedeutung des Berges sehr in den Hintergrund gedrängt. Der Montmartre war früher, wie auch heute noch der Name sagt, der Berg der Märtyrer, weil dort nach der Legende der alte Schutzpatron Frankreichs, der heilige Dionysius, mit seinen beiden Gefährten Eleutherus und Rusticus den Glaubenstod erlitten haben soll.

Die im Mittelalter sehr beliebte und weitverbreitete Dionysius-Legende hat auch Hrotsvitha von Gandersheim in einer ihrer Dichtungen behandelt, die den Titel trägt: „Passio sancti Dionysii egregii martiris." Sie umfaßt 266 leoninische Hexameter und hat folgenden Inhalt:

Als Christus, der Schöpfer von Himmel, Erde und Hölle, „factor summae, mediae et imae rationis", den Tod am Kreuze starb, verdunkelte die Sonne ihren Schein und ehrte so demütig den Heimgang ihres Herrn. In diesem Augenblick hielt sich ein Mann aus Athen namens Dionysius in Memphis in Ägypten auf, um dort die Sternkunde zu erlernen, die hier seit alten Zeiten ihren Sitz hatte. Auch er beobachtete von Memphis aus die ganz auffälligen Himmelserscheinungen, die sich beim Kreuzestode des Erlösers zeigten, von dem er natürlich nichts ahnte. Er prüfte darauf voller Erstaunen in seinen Schriften nach, ob eine Sonnenfinsternis, wie sie damals eintrat, mit den Naturgesetzen vereinbar sei:

„Obstupuit libris coepitque requirere lectis,
Si tunc eclypsis posset consistere solis" (v. 9 f.).

Er mußte das aber verneinen und kam so zu der Überzeugung, daß hier ein Wunder geschehe, daß ein Gott den Menschen eine Offenbarung kundtun wollte, deren Sinn man freilich erst erfahren würde.

Dionysius verließ Memphis, kehrte in seine Vaterstadt Athen zurück und errichtete dem unbekannten Gott, der das Wunder gewirkt hatte, einen Altar. Dann kam der Apostel Paulus auf seinen Missionsreisen nach Athen und fragte nach der Bedeutung dieses Heiligtums. Dionysius erklärte ihm den Sinn. Darauf traten sich die beiden Männer näher. Dionysius wurde für das Christentum gewonnen. Als Paulus dann noch einen Blinden sehend machte, ließen sich Dionysius, sein Weib Damaris und noch viele andere Athener taufen. Dionysius, der schon vorher ein hoher Beamter seiner Stadt (dux) gewesen war, wurde nun auch ihr Bischof.

Als geistlicher Oberhirt verwaltete er sein Amt vortrefflich. Durch Predigt und Sendschreiben belehrte er seine Herde. Auch zog er missionierend durch das Land. Auf einer solchen Reise kam er zu einem kretischen Priester namens Carpus. Dieser, ein Mann von übermäßig starren Rechtssinne (nimium justus, v. 99) war voll von Empörung darüber, daß Christen vom Glauben wieder abgefallen wären. Als blinder Eiferer ohne Liebe wünscht er alles Verderben auf jene herab. Bischof Dionysius suchte ihn eines besseren zu belehren und ermahnte ihn, lieber für die Unglücklichen zu beten, daß sie den Weg wieder zurück zum Glauben fänden. Auch für sie gäbe es noch Hoffnung. Keinem Sünder, der echte Reue zeige, werde die Gnade fehlen.

„nulli debere negari
Spem veniae, proprium vellet si flere reatum", v. 58.

Ähnlich hatte Hrotsvitha das auch schon in andern Dichtungen gesagt. Aber Carpus ließ sich nicht belehren. Er verwünschte die Abtrünnigen weiter. Da erlebte er einen Traum. Er sah sich am Rande des Höllenpfuhls. An ihm befanden sich auch die abtrünnigen Christen. Sie waren in schwerer Gefahr für ihre Seelen. Schlangen schossen aus dem Schlunde empor und suchten die Unglücklichen in die Tiefe hinabzuziehen. Als Carpus das sah, erwachte sein Ingrimm von neuem. Er konnte gar nicht erwarten, daß jene hinabgerissen wurden und war voll von Ungeduld darüber, daß sie sich noch mühsam am Rande halten konnten. Ohne Mitgefühl rief er die Rache Gottes auf sie herab. Da erschien ihm Christus und verwies ihm sein sündhaftes Denken. Der Gottmensch sagte ihm, seine Liebe zu den Menschenkindern sei so groß, daß er kein Bedenken trage, noch ein zweites Mal den Leidensweg zu gehen, wenn dies nötig wäre. Nur wenn Carpus sich das zu Herzen nähme, könne er einst selber ins Himmelreich eingehen. Carpus bekehrte sich und urteilte nunmehr milder. Er hatte begriffen,

daß Gott nicht nur gerecht, sondern vor allem barmherzig ist; diese Erkenntnis wandelte seinen harten Sinn.

„His nimium justus monitis vir mansuefactus
Exemplum cunctis immitandae fit pietatis", v. 99 f.

Immer wieder betont Hrotsvitha in ihren Werken die Lehre von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, die jedem Sünder, auch wenn seine Missetaten noch so schrecklich sind, bei wahrer Reue Verzeihung gewährt. In den früher von mir auch in dieser Zeitschrift behandelten Legenden vom Theophilus und Basilius hat die Dichterin ebenfalls dieses Thema angeschnitten („Unsere Diözese", Jahrg. 1955). Daß ihr dieses so sehr am Herzen lag, hing mit den Bußstreitigkeiten der frühchristlichen Zeit zusammen, in denen rigorose Theologen lehrten, daß für die drei Kapitalsünden: Ehebruch, Mord und besonders Abfall vom Glauben keine Nachlassung durch die kirchliche Buße gewährt werden können.

Später verließ, nach der Legende, Dionysius sein Bistum Athen und ging nach Rom, wo inzwischen unter Kaiser Nero die erste Christenverfolgung ausgebrochen war. Dionysius hoffte, dort zusammen mit den beiden Apostelfürsten den Glaubenstod sterben zu dürfen. Aber bei seiner Ankunft in der Hauptstadt waren Petrus und Paulus schon hingerichtet. Gleichwohl aber blieb er dort. Nach einiger Zeit sandte ihn der zweite Nachfolger Petri, Papst Clemens (88 bis 97), nach Gallien. Er sagte ihm: „Mitstreiter Christi, Bruder im Herrn, Dionysius! Überall sprießt die Saat Gottes hervor und verspricht reiche Ernte. Aber da ist noch ein Land, in dem nur erst wenige Schnitter vorhanden sind. Dort geh' hin, hochgelehrter Mann, erfahren im Dienste Gottes, du Schüler des Apostels Paulus, und lege dem Volke Christi Joch auf! Ich gebe dir weiter die Gewalt, die Christus einst dem Petrus gab, und die ich als des Petrus Nachfolger habe, die Macht zu binden und zu lösen („jus solvendi et ligandi") — Geh hin und belehre die Gallier! Das Land möge dann den Stempel deiner Lehre tragen; und du sollst der Lehrer dieser würdigen Schülerin sein. Scheue dich nicht zu diesem Heidenvolke zu wandern, das dir zunächst widerstehen wird! Denke vielmehr daran, daß dein Lohn um so größer sein wird, je mehr du für Christo duldest!" Clemens machte also den Dionysius gewissermaßen zum päpstlichen Stellvertreter, zum Legaten von Gallien. Dieser folgte und ging nach dem fernen Lande, machte die Stadt Paris zu seinem Bischofssitze und predigte von dort aus mit Erfolg das Christentum.

Da aber verleitete der böse Feind der Menschen, der alte Drache, „vetus draco", den Kaiser Domitian zu einer zweiten Christenverfolgung. Er schickte den Präfekten Sisinnus als obersten Richter nach Gallien mit dem Befehl, alle Christen zu töten. Hrotsvitha nennt den Sisinnus „praeses", im Sinne von Provinzialstatthalter, der u. a. als Strafrichter seines Gebietes tätig zu sein hatte, und dem es oblag, das „crimen laesae majestatis", den Hochverrat, zu verfolgen. Das Christsein aber galt als Hochverrat. Nun floß, so sagt die Dichterin weiter, das Blut in Strömen. Auch Dionysius wurde mit seinen Gehilfen gefangengesetzt. Die Gehilfen nennt Hrotsvitha nicht mit Namen. Sie hießen aber, wie andere Berichte mitteilen, Eleutherus und Rusticus. Sie wurden alle drei gegeißelt, gemartert und in den Kerker geworfen. Der noch zu erwähnende Verfasser einer älteren Vita des Heiligen, der Abt Hilduin von St. Denis bei Paris, fand es besonders empörend, daß man den Heiligen sogar gegeißelt habe, da das nur bei Personen unterer Stände zulässig sei, nicht aber bei solchen der höheren Klassen, den „honestiores", zu denen Dionysius doch gehörte. Das ist grundsätzlich richtig. Bei den Römern galt im Kriminalwesen keineswegs gleiches Recht für alle. Es bestand vielmehr eine Ungleichheit, die auf uns heute empörend wirkt. Aber hier handelte es sich um ein Staatsverbrechen, ein crimen laesae majestatis, bei dem es keine Standesunterschiede gab. Da war, neben der grundsätzlich nur bei den unteren Ständen zulässigen Folter, auch die Auspeitschung für alle, auch die „honestiores", zulässig.

Auch im Kerker blieben die Glaubensboten fest. Dionysius predigte im Gefängnis und feierte auch dort das heilige Meßopfer. Wir haben Nachrichten, daß auch sonst die Gefangenen in antiken Kerkern solche und ähnliche Freiheiten besaßen. Man denke an die letzten Tage des Sokrates in Athen, der vor seiner Hinrichtung alle seine Freunde immer bei sich versammeln konnte. Als Dionysius wieder einmal im Gefängnis die Messe feierte, erschien ihm Christus selbst und reichte ihm die Eucharistie zu seiner Stärkung. Dann kam der Tag, an dem alle drei Männer sterben sollten. Sie wurden auf einen Berg bei Paris — es war der heutige Montmartre — geführt. Dort wurden sie, nachdem sie noch ein Gebet zum dreieinigen Gott gesprochen hatten, enthauptet. Während dies geschah, sangen sie ein Loblied auf den Herrn. Dann aber erhob sich der kopflose Leib des Bischofs wieder von der Erde. Er nahm sein abgeschlagenes Haupt in die Hand und wanderte mit ihm, von singenden Engelsscharen begleitet, zweitausend Doppelschritt dorthin, wo er zu ruhen wünschte. Es war die Stelle, wo später unter dem Frankenkönig Dagobert (623 bis 639) die hochberühmte Abtei St. Denis gegründet wurde, deren

schöne Abteikirche jahrhundertelang die Grablege der Könige von Frankreich gewesen ist. Am Schluß berichtet die Dichterin noch, daß später am Grabe des Dionysius viele Wunder geschehen seien, um den Heiligen zu verherrlichen.

Als Quelle für diese Dichtung hat Hrotsvitha unbedenklich die Vita des schon erwähnten Abtes Hilduin von St. Denis gehabt, die etwa 140 Jahre vorher entstanden war.[1] Sie hat aber den Stoff der Vita von dem dortigen vielen, sehr gelehrten Beiwerk befreit, den Gang der Geschichte kurz zusammengefaßt und geschickt zur Darstellung gebracht. Sie zeigt sich darin als echte Dichterin und offenbart den konkreten, realen Blick des Niedersachsen.

An Dionysius und seinen Biographen Hilduin knüpfen sich seit Jahrhunderten Erörterungen an, die bis heute noch nicht ganz zur Ruhe gekommen sind. Hilduin, ein Schüler Alkuins und Lehrer Hinkmars von Reims, wurde etwa 814/15 Abt von St. Denis und später Erzkaplan Kaiser Ludwigs des Frommen, damit der erste geistliche Berater des Herrschers. Er rechtfertigte das Vertrauen seines Kaisers nicht, sondern stellte sich beim Aufstand der Söhne Ludwigs gegen den Vater auf Seiten der Söhne des Kaisers. Deshalb wurde er, als der Kaiser wieder zur Macht kam, nach Paderborn und Corvey verbannt. Doch konnte er bereits 830 in seine Heimat zurückkehren, wo er wieder als Abt von St. Denis eingesetzt wurde. Dem Kloster Corvey schenkte er 836 wegen der liebevollen Aufnahme, die er bei Abt Warin in Corvey gefunden hatte, die Reliquien des römischen Märtyrers St. Vitus, der auf diese Weise zum besonderen Schutzpatron der Sachsen wurde.

Hilduin war bedeutend als Politiker, auch als Gelehrter. In seiner Vita des heiligen Dionysius, der Quelle für Hrotsvithas Dichtung, hat er freilich drei ganz verschiedene Personen mit Namen Dionysius miteinander vermengt, die nichts miteinander zu tun haben. Der erste ist Dionysius Areopagita, von dem wir in der Apostelgeschichte (XVIII, 22 ff.) hören. Als Paulus in Athen vor dem Altar des unbekannten Gottes predigte, bekehrte sich dort ein Mann namens Dionysius, der Mitglied des Areopags, des höchsten Gerichtshofs der Stadt war, und viele andere, darunter war auch ein Weib, namens Damaris, von der aber nicht gesagt wird, daß sie die Frau des Dionysius gewesen sei. Die Apostelgeschichte bezeichnet Dionysius auch nicht als Gelehrten oder als späteren Bischof von Athen. Das hat erst die Überlieferung seit Anfang des 6. Jahrhunderts hinzugetan. Die zweite Persönlichkeit ist der sogenannte Pseudo-Dionysius, der in Wirklichkeit der gemäßigt-monophysitische Patriarch Severus

[1] Abdruck bei Migne P. L. 106 Sp. 25 ff.

von Antiochien war. Er schrieb um die Wende des 5. zum 6. Jahrhundert unter dem Namen „Dionysius" und identifizierte sich selbst mit dem Areopagiten der Apostelgeschichte. Obwohl er Neuplatoniker war, ist das ganze Mittelalter dieser Täuschung erlegen. Des Pseudodionysius' Schriften haben das philosophische und theologische Denken der mittelalterlichen Jahrhunderte stark beeinflußt. Hilduin hat nun nicht nur, gemäß der Überzeugung seiner Zeit, den sog. Pseudodionysius mit dem Dionysius Areopagita der Apostelgeschichte gleichgesetzt, sondern mit beiden als dritten auch noch den Bischof Dionysius von Paris verschmolzen.[2]

Diese Verschmelzung der drei Personen, des Areopagiten, des Pseudoareopagiten und des Bischofs von Paris hat sich offenbar in einem langen Prozeß allmählich vollzogen, den Hilduin in seiner Vita zum Abschluß gebracht hat. Das Kopfwunder ist wohl eine freie Erfindung Hilduins. Die ältere Legende kennt es noch nicht.[3]

Es ist von einigen Seiten behauptet worden, Hilduin habe die Verschmelzung der beiden Areopagiten mit dem späteren Bischof von Paris und die Erfindung des Kopfwunders aus ganz bestimmter kirchenpolitischer Absicht in seine Dionysius-Vita aufgenommen. Er habe auf diese Weise den eigentlichen Heiligen seiner Abtei, den Pariser Bischof, als unmittelbaren Apostelschüler hingestellt, dem Papst Clemens die päpstliche Gewalt, das volle jus solvendi et ligandi, für Gallien übertragen habe, um auf diese Weise für den Abt seines Klosters eine Art vizepäpstliche Stellung im Frankenreich zu begründen. Damit der Bischof von Paris ihm diese Stellung aber nicht streitig machen könnte, habe er die Geschichte mit dem Kopfwunder dazu erfunden. Der Heilige habe sein abgeschlagenes Haupt vom Montmartre, also von Paris, nach St. Denis getragen, um zum Ausdruck zu bringen, daß das kirchliche Oberhaupt Frankreichs nicht in Paris, sondern in St. Denis seinen Sitz haben solle.[4] So habe sich im Laufe der Zeit in Frankreich langsam die Idee entwickelt, die französische Kirche sei in sehr weitgehendem Umfang von Rom unabhängig. Hier wollen manche

---

[2] Über Dionysius von Paris vgl. Gregor v. Tours Hist. Franc. I, c. 30. SS. Merov. I. 2. S. 23.

[3] Vgl. insb. die „Passio sanctorum Martyrum Dionisii, Rustici et Eleutherii" (sog. Passio Gloriosae) aus der ersten Karolingerzeit: SS. auct. antiqu. IV. Pars II., S. 101. Das Kopfwunder ist eine der vielen Wandersagen, die in Frankreich, aber auch sonst von verschiedenen Heiligen erzählt werden; vom hl. Minas, dem ältesten Stadtpatron von Florenz, ferner den Stadt-Heiligen von Zürich, Felix und Regula, u. a. m.

[4] Buchner: Das Vizepapsttum des Abts von St. Denis, Paderborn, 1928, und Ders. Die Areopagitica des Abts Hilduin von St. Denis, Paderborn 1939. Quellenfälschung aus dem Gebiet der Geschichte Heft 2 u. 3.

den Ursprung des sog. Gallikanismus der späteren französischen Kirchengeschichte sehen.

Das ganze Mittelalter hat an der Identität der drei Personen festgehalten, wie u. a. die Heiligenlegende des Dominikaners und Erzbischofs von Genua, des Jacopo da Voragine, die berühmte Legende Aurea (um 1270) zeigt. Erst in der Zeit des Humanismus ist der Irrtum aufgedeckt. Das römische Meßbuch und Brevier halten noch heute an der Einheit des Areopagiten der Apostelgeschichte und des ersten Pariser Bischofs, Dionysius, fest.

Die Verehrung des heiligen Dionysius kam später auch nach Deutschland. 923 hat König Karl der Einfältige von Frankreich dem König Heinrich I. einen Arm des Heiligen als Reliquie geschenkt. Wir wissen ferner, daß Kaiser Otto d. Gr. und auch Bischof Bernward von Hildesheim zu den besonderen Verehrern von St. Dionysius zählten.[5] Auch in Deutschland wurden diesem Heiligen zahlreiche Kirchen geweiht. Das Nachbarkloster von Gandersheim, Lamspringe, zählte ihn zu seinen Patronen. Später nahm man sogar an, Kaiser Arnulf v. Kärnten, der ein besonders großer Reliquienfreund war, habe die Gebeine des Heiligen von St. Denis nach seiner Residenz Regensburg entführt und dann dort in der Abteikirche von St. Emmeran beigesetzt.[6] Mit der Abtei St. Emmeran stand das Stift Gandersheim, die Heimat der Hrotsvitha, in enger Verbindung. Hrotsvithas Äbtissin, Gerberg II. († 1001), war die Tochter des Bayernherzogs Heinrich, des Bruders Ottos d. Gr. Sie stammte aus Regensburg, der damaligen bayrischen Hauptstadt. Auf ihre Veranlassung wohl ist daher auch die einzige vollständige Handschrift der Werke der Hrotsvitha später nach St. Emmeran in Regensburg gekommen und so der Nachwelt erhalten geblieben. Hier hat sie der große Humanist Conrad Celtis am Ende des 15. Jahrhunderts wieder aufgefunden und 1501 erstmals zum Druck gebracht.

Unter Berücksichtigung all dieser Umstände ist es nicht zu verwundern, daß unsere Hrotsvitha von dieser Legende angezogen wurde und sie in ihrer Art verwertete und dichterisch gestaltete.

---

[5] Widukind v. Corvey I 33 und III 3, Vita Bernw. 41.

[6] Translatio et inventio Sancti Dionysii Antiquior SS. XXX Pars II S. 823 und Translatio S. Dionysii Areopagitae SS. XI. S. 343 ff. s. auch Wattenbach: Deutsche Geschichtsquellen Bd. I Heft 3 S. 549 f. Der Westchor der Kirche zu St. Emmeran trägt heute noch den Namen Dionysiuschor.

Der hannoversche Maler Wilhelm Ahlborn und sein Hildesheimer Freundeskreis

Von Pastor Hermann Engfer, Gehrden/Hannover

Die Epoche des Kunstschaffens und Sammelns in der Spätromantik ist bislang für Stift und Stadt Hildesheim nur wenig erforscht und daher wenig bekannt. Wenn wir auch nicht wie andere Landschaften auf diese Zeit mit klingenden Namen hinweisen können, so möchten wir doch die Zeichner, Maler und Kupferstecher dieser Zeit hier nennen: den Hildesheimer Christoph Heinrich Kniep, die Brüder Moritz Franz Anton und Friedrich Theodor Müller aus Steinlah und Ernst Deger aus Bockenem sowie die Malerin Julie Gräfin von Egloffstein aus Hildesheim.

Zu ihnen können wir ebenfalls den Landschaftsmaler der Spätromantik zählen August W i l h e l m Julius Ahlborn aus Hannover (1796-1857), den enge Freundschaftsbande an die alte Bischofsstadt knüpften.[1]

In harter, entbehrungsreicher Jugend herangewachsen, wußte er seine ernste Neigung zum Malerberuf zu verwirklichen. Als Schüler der Berliner Akademie, von Hummel, Schinkel und Wach, vertritt er die klassische Richtung der modernen Landschaftsmalerei. Seine Bilder, in ungewöhnlicher Farbenstimmung gemalt, führen uns zumeist in romantischer Sehnsucht in das Traumland des Südens, in die römische Campagna, in die Albanerberge, nach Umbrien und Sizilien. Und dieses Land der Sehnsucht, das er seit 1827 in verschiedenen Zeitabschnitten aufsuchte, hat ihn bis zu seinem Tode nicht mehr freigegeben. Seinen Ruf hatte er in Berlin mit der Komposition „Das Neue Palais in

---

[1] S. bes. die Biographien von Sander, W.: Leben des Malers W. A., dargestellt nach hinterlassenen Tagebüchern u. Briefen des Künstlers, 1892. — Magnussen, I.: Des Malers W. A. Lebensschicksale, von ihm selbst erzählt, 1935. — Stuttmann F. Das romantische Leben des Malers W. A. in „Ztschr. Niedersachsen" (1949) S. 7-11. Behrens, R.: Kleine Hann. Kunstgesch. Heft 2 (1953). Noack, F.: Das Deutschtum in Rom, Bd. I (1927) S. 56 f. mit weiterer Literaturangabe. Ein Teil der Briefe A. an seinen Bruder Karl und dessen Gattin von 1847-1857 im Archiv d. Landesgalerie Hannover. Für die Benutzung möchte ich nochmals danken!



Wilhelm Ahlborn · Selbstbildnis · Bleistiftzeichnung



Wilhelm Ahlborn · Am Gardasee

Hildesheim vom Moritzberg aus gesehen
Wilhelm Ahlborn : Skizze 1846 : gemalt 1847 in Florenz



Potsdam" begründet. Daneben entstanden besonders in der Berliner Zeit Porträts derzeitiger Fürsten und Adeliger sowie einige Landschaften aus dem norddeutschen Raum.[2] Seine Hauptmotive aber zu seinem weiteren Schaffen fand er in Italien. Es war wohl weniger die Erkenntnis aus dem reinen Klassizismus, wie sie uns in den Worten seines letzten großen Vertreters, Bonaventura Genelli aus Hamburg, bekannt ist: „Wie der Fisch ins Wasser, so gehört der Künstler nach Rom", die ihn nach dem Süden führte, als die unstillbare Sehnsucht eines jeden echten Romantikers der Zeit. Daneben war es auch sein religiöses Suchen, das ihn in der Zartheit seines Gemütes und in der Zähigkeit seines Willens in die Ewige Stadt führte und ihn schließlich mit seiner Gattin zur Konversion veranlaßte. Hier fand er auch in der Gemeinde der deutschen Künstler und im Nazarenerkreis die ersehnte Freundschaft unter Gleichgesinnten. Achtermann, J. A. Koch, Führich, Steinle und Cornelius wurden ihm liebe Freunde. Keiner aber von ihnen hat so entscheidenden Einfluß sowohl in seiner Kunstrichtung wie in seinem Frömmigkeitsleben auf ihn ausgeübt wie Overbeck. Es wäre aber zu einseitig geurteilt, wenn man den Maler Ahlborn schon in seiner Jugend als „Urtyp des Spätromantikers" bezeichnen wollte, der schon von vornherein mit sanfter Unentwegtheit sich in die tiefe melancholische Stimmungskunst seiner Spätzeit hinbewegt, zu „bleierner Schwere wächst" und mehr und mehr „den Charakter religiösen Träumens" annimmt und dann im Einsiedlertum endet.[3] Seine uns erhaltenen Briefe geben Zeugnis, daß er einen weiten Bekannten- und Freundeskreis hatte und durchaus die Realitäten dieses Lebens kannte, und daß er sich des Gedankens wehrte, als Sonderling, Philister und Einsiedler zu erscheinen, daß er sich eifrig kümmerte um die Familie seines Bruders und stets um ihr Wohlergehen besorgt war und Bankguthaben und Schulden wohl zu verwalten wußte.[4]

Die reichste Zeit seines Schaffens fällt ohne Zweifel in den ersten und zweiten Aufenthalt in Italien von 1827-1831 und 1840-1845. Die Kunstgeschichte zählt mehr als 70 seiner Werke aus dieser Zeit auf.[5] Nicht weniger reizend und wertvoll sind aber auch seine Reiseskizzen, die er in sauberer, minuziöser Linienführung anfertigte, und die uns fast

---

[2] Thieme-Becker, Allgem. Lexikon d. bildenden Künstler, Bd. I, S. 142.
[3] Dorner, A., Hundert Jahre Kunst in Hannover (1932) S. 98.
[4] S. Briefwechsel im Archiv Landesmuseum.
[5] Böttticher Fr. v.: Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts, Bd I (1891) S. 21 f. — Außer den hier genannten Bildern konnten noch festgestellt werden: Quelle der Egeria (1848); Wasserfall von Termi (1848) — Landschaft von Taormina (1827?); Landschaft von Spoleto (1848 im kgl. Palais Hannover); Altarbild in der Kapelle S. Giacomo in Florenz (1854) — Komposition Jüngstes Gericht (im Schloß de Pas — Departement du Pas de Calais).

alle erhalten sind.[6] Seine Madonnen- und Heiligenbilder dagegen, die er meistens nach quattrocentristischen Vorbildern kopierte, erscheinen weniger wertvoll, lassen aber doch auf sein tiefes religiöses Empfinden schließen.

In der Villa des Freiherrn von Rumohr in Olevano, dem Paradies der deutschen Landschaftsmaler in den Sabinerbergen, in der Casa Rohden und in der Familie Achenbach in Rom war es auch, wo er die erste Bekanntschaft mit Josef Godehard Müller vom Moritzberge machte, dem späteren Professor und Direktor des Gymnasium Josephinum. Dieser weilte zum Zwecke historischer und archäologischer Studien in den Jahren 1844/45 in Rom.[7] Direktor Müller war ein großer Kunstfreund und eifriger Sammler, der seine Schule mit plastischen Nachbildungen von Kunstwerken aus der Antike ausstattete, die naturwissenschaftlichen Sammlungen von Professor Leunis für die Anstalt rettete und die Gymnasialbibliothek bereicherte. Wie sehr der Romaufenthalt ihn beeindruckte, beweisen seine sinnigen Gedichte, die er uns in einem schmalen Bande hinterließ. Ahlborn blieb bis an sein Lebensende mit ihm in treuer Freundschaft verbunden.[8] Und als er nach dem Tode seiner Gattin Italien für kurze Zeit verließ und Anfang 1846 nach Hildesheim kam, lernte er hier ferner den aus Ohlau gebürtigen Professor Johann Baptist Alzog kennen, den Bischof Jakob Josef Wandt zuvor aus Posen an die philosophisch-theologische Hochschule nach Hildesheim berufen hatte unter gleichzeitiger Bestellung zum Regens des Priesterseminars und der hier Patrologie, Kirchen- und Dogmengeschichte lehrte.[9] In der Kurie dieses gelehrten und kunstsinnigen Domherrn genoß Ahlborn zu jeder Zeit herzliche Gastfreundschaft. Auch hier trieb ihn sein gewissenhafter Fleiß an seine Staffelei und er vollendete das in Rom skizzierte Bild „Blick von der Villa Mat-

---

6 Das sogen. Welfenalbum befindet sich im Besitz S. K. H. d. Prinzen Ernst August, Schloß Marienburg. Ein Skizzenbuch von 119 Blt. mit 95 Landschaften und 24 Kompositionen aus dem Neuen Testament konnte 1948 von Herrn Direktor Dr. Stuttmann für das Kestenermuseum erworben werden.

7 Wiecker, O., Erinnerungen an Jos. Godehard Müller (1884) u. Gerlach-Seeland, Gesch. d. Bischöfl. Gymnasium Josephinum in Hildesheim (1950) S. 138-140.

8 Der Briefwechsel zwischen A. und M. kam nach Ms. Tode durch Erbschaft in die Hände des Geh. Justizrats u. Landgerichtspräsidenten v. d. Busch in Hildesheim, der 1894 den gesamten Nachlaß der Beverinschen Bibliothek übergab (Archiv d. Bischöfl. Generalvikariats in Hildesheim — Beverinsche Stiftung). Dieser Briefwechsel ist jedoch nicht mehr vorhanden und wurde wahrscheinlich 1945 vernichtet.

9 Über Alzog s. Jedin, H.: Kirchenhistoriker aus Schlesien in der Ferne in „Archiv f. schlesische Kirchengeschichte" Bd. XI (1953) S. 246 f. Bertram, A., Gesch. des Bistums Hildesheim, Bd. II (1925) S. 259 u. 269.

tei auf die Trümmer des alten Rom" und verehrte es Alzog.[10] Man machte Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Stadt und besuchte Marienrode, Winzenburg und Lamspringe. Hier verlebte der Maler unter inniger Anteilnahme die Liturgie der Kartage und das Osterfest im Dome. Im benachbarten Dinklar besuchten die Freunde den hochbetagten Pfarrer J. H. Lortz, der früher Seelsorger an St. Clemens in Hannover gewesen war und für die Ausstattung seiner schönen Pfarrkirche entsprechend dem Hochaltar auch Seitenaltäre wünschte. Ahlborn malte auf dessen Wunsch das Marienbild „Die unbefleckt Empfangene".[11] Auch als 1853 Professor Alzog einem Rufe auf den Lehrstuhl nach Freiburg i. Br. folgte, blieb die Freundschaft zwischen beiden bestehen und vertiefte sich immer mehr, besonders noch durch die Besuche bei dem Volksschriftsteller Alban Stolz, dessen beliebte „Kalender für Zeit und Ewigkeit" Ahlborn sehr beeindruckten. In seiner Sorge in der Erziehung seiner beiden Neffen Gustav und Adolph holte er immer wieder den Rat seines Freundes aus Freiburg ein und dieser war bereit, selbst nach dem Tode des Onkels für weitere Ausbildung und Erziehung der beiden zu sorgen.

Der Nachfolger des Bischofs Wandt wurde 1849 Kapitularvikar Eduard Jakob Wedekin. Es ist erstaunlich, wie gerade dieser Bischof neben seinen vielen oberhirtlichen Pflichten in der weiten Diaspora noch Zeit und Muße, vor allem auch noch Geldmittel fand, sich der Kunst zu widmen und bedeutende Kunstschätze zu erwerben wußte. Mit Recht bezeichnet sein Biograph diese Eigenschaft als eine der „anmutigsten Seiten in seinem reichen Lebensbilde".[12] Als nun Bischof Wedekin mit Professor Koch 1851 zu seinem ersten vorgeschriebenen Besuche ad liminum nach Rom kam, besuchte er sofort Ahlborn und ließ sich nun während des ganzen Aufenthaltes von ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen und führte ihn in den Kreis der deutschen Künstler ein. Bischof Wedekin blieb ebenfalls mit Ahlborn in brieflicher Verbindung. Er bestellte für die Kirche des Priesterseminars zwei Bilder, darstellend den heiligen Karl Borromäus und den heiligen Vinzenz von Paul. Diese wurden 1852 in Florenz gemalt und sind noch heute im Priesterseminar.[13] Aus Anlaß der bevorstehenden Dogmatisierung der Integrität der Jungfrau und Gottesmutter Maria (1854) malte Ahlborn nochmals „Maria als unbefleckt Empfangene" für den Hildesheimer

---

[10] Später im Besitz des Kunstvereins zu Salzburg u. dort ausgestellt.
[11] Öl auf Leinwand sign. Das Bild befindet sich jetzt in der Kirche zu Dinklar unter der Orgelempore. Die jetzigen romanisierenden Seitenaltäre sind erst nach dem Tode von Pfarrer Lortz aufgestellt.
[12] Bertram A., Die Bischöfe von Hildesheim (1896) S. 307.
[13] Sie befinden sich jetzt im Refektorium; beide Öl auf Leinwand sign.

Dom. Dieses Bild fand Aufstellung in der früheren Matthäuskapelle im nördlichen Seitenschiff des Domes.[14]

Wilhelm Ahlborn hat nach seinem dritten Aufenthalt im Süden (1847-1857) Rom nicht mehr verlassen. Das Sterbebuch der Erzbruderschaft am Deutschen Campo Santo, deren Mitglied er seit 1844 war, kündet, daß er am 23. August 1857 starb und tags darauf seine Grabstätte auf diesem Friedhof fand.[15] Eine schlichte Grabplatte am Eingange der Kirche vom Campo santo mit einem Auferstehungsengel in Graphito gearbeitet, hält sein Andenken für den deutschen Rombesucher wach.[16] Noch mehr aber sollten es seine wenigen bei uns erhaltenen Werke tun, die von einer „späten Blüte und Auferstehung in der Kunst dieses schwerblütigen Niedersachsen" künden.

---

[14] Herzig R., Der Dom zu Hildesheim und seine Kunstschätze (1911) S. 54 läßt irrtümlich A. aus Hildesheim stammen. Das Bild wurde 1945 vernichtet.
[15] Frdl. Mitteilung von H. H. Dr. R. Bäumer, Rom, Campo santo.
[16] Abbildung in A. de Waal, Roma sacra (1905) S. 689.

Buchbesprechung

Hermann Engfer: **Geschichte der Katholischen Pfarrgemeinde und des Dominikanerklosters Gronau (Hann.)**

Die vorliegende Pfarrgeschichte schildert den Versuch, von Gründung der Stadt zu Ende des 13. Jhs. bis zur Gegenwart die Geschehnisse im eigentlichen kirchlichen Raum zu schildern, wobei natürlich auch die Landesgeschichte jeweils berücksichtigt wurde. Gronau — eine eigentliche Gründung der Hildesheimer Bischöfe am wichtigen Leineübergang — kann tatsächlich als kleine Landschaft auf eine reiche kirchliche Vergangenheit zurückblicken. Die Tatsachen, die hier vom Verfasser gebracht werden, mußten durch ein reiches Akten- und Literaturstudium belegt werden. Wir erfahren so vom religiösen Leben, von kirchlichen Bruderschaften und klösterlichen Niederlassungen und besonders auch von einer innigen Marienverehrung in dieser Stadt.

Durch die Einführung des neuen Glaubens (1542) erlosch für 100 Jahre das Ewige Licht. Erst durch das Restitutionsedikt (1629) und endgültig durch die Rückgabe des großen Stiftes (1645) an die Hildesheimer Bischöfe konnte auf dem bischöflichen Amtshause wieder der katholische Gottesdienst eingeführt werden. Die Dominikaner erlangten 1680 die Erlaubnis, hier eine Niederlassung zu gründen, die zunächst für reine missionarische Aufgaben bestimmt war, dann aber auch äußerst rege war im weiteren Aufbau der katholischen Gemeinde sowie für die Seelsorge im ganzen Bistum. Besonders beachtenswert ist es, daß auch die Gronauer Patres die Seelsorge an den Soldaten in Berlin, Spandau und Stettin wahrnahmen. Eine Beschreibung der Kunstschätze, der Kirche, des Schulwesens, der Küsterei und des Friedhofes runden das Bild der Gemeinde ab. Erstaunlich ist, daß diese kleine Diasporagemeinde seit ihrem Wiederbestehen nicht weniger als 24 Priester- und Ordensberufe hervorgebracht hat.

Das Buch erschien 1957 im Verlag Lax, Hildesheim, 152 Seiten mit 4 Kunsttafeln, kart. 5,60 DM, geb. 7,- DM. Alg.

An unsere Mitglieder

Mit dem vorliegenden Jahresheft, das wegen seiner Reichhaltigkeit sicher allgemeines Interesse finden wird, ist der Jahresbeitrag von 5 DM fällig. Wir bitten, diesen Beitrag für den Jahrgang 1957 möglichst umgehend einzuzahlen. Es ist schon früher darauf hingewiesen, daß die Hefte bei einer nur kleinen Auflage von rund 500 Exemplaren teuer in der Herstellung sind, was Satz und Druck und besonders Bildbeilagen angeht.

Was den Stand der Mitglieder angeht, so ist er ungefähr der gleiche geblieben. Durch Tod (Weihbischof Dr. Johannes Bydolek, Regens, Hildesheim; Studienrat Dr. Bernhard Deister, Hildesheim, und Pfarrer Hermann Lambertz, Emmerke) sowie durch Streichung bzw. Abmeldung (Margarete Haarstrick, Farmsen; Erzpriester A. Kornaczewski, Peine, und Erdmute Siegfried, Hildesheim) sind sechs Mitglieder ausgeschieden. Neu eingetreten sind in den Verein vier Mitglieder: Industrie-Kaufmann Josef Nacke, Ahrbergen; Staatsarchivrat Dr. König, Hannover, Geibelstraße 14; Pfarrer Dr. Wilhelm Kirsch, Hannover, Gellertstraße 6, und Hubert Strotmann, Hannover, Kl. Pfahlstraße 16.

DER VORSTAND

Der Vorstand des Vereins

Ehrenmitglied:

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria Janssen.

Der geschäftsführende Vorstand:

1. Vorsitzender: Prälat Domkapitular Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim;
Stellvertr. Vorsitzender: Rektor i. R. August Söding, Bavenstedt;
1. Schriftführer: Verlagsbuchhändler Dr. August Lax, Hildesheim;
2. Schriftführer: Pastor Hermann Engfer, Gehrden;
Kassenwart: Sparkasseninspektor Joseph Praetze, Hildesheim.

Der erweiterte Vorstand:

Studienrat Dr. Heinz-Joseph Adamski, Hildesheim;
Hofbesitzer Christoph Blumenberg, Hönnersum;
Oberkreisdirektor Dr. Franz Buerstedde, Hildesheim;
Pfarrer Johannes Eggers, Hönnersum;
Lehrer Hans Hahnemann, Goslar;
Sparkassendirektor Heinrich Haller, Hildesheim;
Dipl.-Ing. Heinz Happe, Vorsitzender des Kuratoriums der Katholikenausschüsse in Hannover;
Lehrerin Elisabeth Jünemann, Hildesheim;
Redakteur Dr. Adalbert Pabst, Braunschweig;
Pfarrer Joseph Schlagheck, Hannover-Linden;
Domdechant Johannes Stuke, Hildesheim;
Pfarrer Dr. Alfons Werner, Seeburg/Eichsfeld.

Der Jahresbeitrag der Mitglieder für 1957 von DM 5,- ist mit Empfang dieses Heftes fällig und ist auf das Postscheckkonto Hannover 754 58, Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim, oder auf das Postscheckkonto Hannover 40 96, Kreissparkasse Hildesheim, Girokonto 59 46 (in diesem Fall eine entsprechende Bemerkung beifügen), einzuzahlen.

ENTSÄUERT
PAL 01/2019

Für den Inhalt verantwortlich Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim

Niedersächsische
Landesbibliothek